

Neuntes Buch.

Alle diese Kriegsrüstungen hinderten nichts daran, daß man sich zu Paris den Freuden überließ, welche gewöhnlich der Winter herabbringt. Da eine milde Regierung die öffentliche Ruhe sicherte, so genoß man die Vergnügungen ohne einige Beymischung von der Bitterkeit, die sie so lange vergiftet hatte. Galanterie, die Schaubühne und Spiele nahmen die ganze Zeit des Hofes weg, und der König, der aus Geschmack diese Lustbarkeiten liebte, beförderte sie aus Politik. Herr und Frau von Fervaques (1) baten mich, die Bewerbung des Herrn von Laval, des Sohns dieser Dame aus ihrer ersten Ehe, um meine älteste Tochter zu genehmigen. Ich verwies sie an den König, ohne dessen Einwilligung ich die Hand meiner Tochter nicht mehr vergeben konnte, seitdem die Prinzessin Katharine den Vorschlag gethan hatte, sie an den Herzog von Rohan zu vermählen. Heinrich, der damals mit diesem letztern unzufrieden war, gab Laval's Anträge seinen Beyfall.

Verschiedne ähnliche Verbindungen verschafften täglich dem Hofe das Vergnügen neuer Lustbarkeiten. Der Connerable gab ein prächtiges Fest bey Gelegenheit der Taufe seines Sohns; man wußte aber recht gut, daß dieses nur der Vorwand war, und daß eine von den schönsten jungen Damen des Hofes, die erst

seit kurzem einen alten Mann geheirathet hatte, der Gegenstand dieser Galanterie war. Montmorency suchte zu seinem Ball unter allen Hofleuten ihrer zwölfse aus, von welchen er glaubte, daß sie mit der meisten Pracht dabey erscheinen würden; und mir ließ er durch den König befehlen, einer von den Zwölfen zu seyn. Wie habe ich in dieser Art etwas so gut angeordnet gesehen, das zugleich durch jene passende Genauigkeit und dadurch, daß zu allem der rechte Augenblick gewählt war, welches diesen Arten von Lustbarkeiten den höchsten Werth giebt, mehr Vergnügen erweckt hätte. Dieses Fest hatte bey weitem den Vorzug vor allen den übrigen, aber es war auch das letzte, und wurde am Ende noch sonderbar gestört.

Um 2 Uhr nach Mitternacht war ich nach Hause gegangen und lag schon seit etwa anderthalb Stunden im Bette, als Beringhen auf einmal in meine Kammer trat, und so bestürzt war, daß er mir weiter nichts sagen konnte, als daß ich gleich zu dem Könige kommen sollte, und daß diesem nicht persönlich ein Unglück begegnet wäre. Dies war gleich meine erste Frage gewesen, und seine Antwort tröstete mich gewissermaßen im Voraus, denn ich sah kein durchaus unwiederbringliches Unglück, so lange sein Leben in Sicherheit war. Ich kleidete mich nun eiligst an, und rannte in der größten Unruhe nach dem Louvre. So wie ich in des Königs Zimmer trat, sah ich ihn mit großen Schritten hin und her gehen, im Nachtzeuge, die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Kopf herabhängend, und auf seinem Gesicht die Zeichen des tiefsten Kammers. (2) Die Hofleute standen von beyden Seiten, an die Wand gelehnt, und keiner sprach ein Wort.

Der König kam gleich auf mich zu und faßte mich vest bey der Hand; „Ach mein Freund, rief er, welch „ein Unglück! Amiens ist verlohren.“ Ich gestehe, daß ich über diesen unerwarteten Streich eben so starr vor Schrecken blieb, als die Andern. Ein so fester Ort, der so gut mit Allem versehen war, so nahe bey Paris, der einzige Schlüssel des Königreichs von der Seite der Picardie, — und in einem Augenblick weggenommen, ohne daß auch nur eine vorhergegangne Nachricht hätte ahnden lassen, daß er in Gefahr wäre! Dies kam mir ganz unglaublich vor, und die allgemeine Bestürzung schien mir sehr gegründet. Doch besann ich mich bald, und unterdessen der König, im Begriff zu Bette zu gehen, mir die näheren Umstände (3) dieser Eroberung erzählte, so wie sie ihm berichtet worden waren, überzeugte ich mich, daß, anstatt vergebens den Schrecken zu vermehren, es klüger wäre, den König zu trösten, und allen andern Muth zu machen. Ich sagte ihm, ich wäre gerade zur rechten Zeit so eben mit einem Plan fertig geworden, der ihm sehr leicht nicht nur Amiens sondern auch verschiedne andre Plätze wieder verschaffen könnte.

Diese Eröffnung schien allein schon die Hälfte des geschehnen Unglücks zu heben, ob er gleich die Schwierigkeiten einer Unternehmung, die sehr verdrüßliche Folgen haben konnte, deswegen nicht weniger einsah. Aber weil alle Hofleute den Kopf verlohren hatten, und dem König auf seine Fragen keine andre Antworten zu geben wußten, als die das Uebel nur noch ärger vorstellten, so fand er sich jetzt durch die Meinige sehr erleichtert. Er befragte mich um die Mittel deren ich mich dazu bedienen wollte; ich antwortete, er sollte sie aus den Beweisstücken selber sehen; zugleich gieng ich hinaus, als ob ich sie holen wollte, und ließ ihn da.

A 2

durch.

durch in einer etwas ruhigern Gemüthsfassung. Wäre er ein Zeuge der heftigen Bewegung gewesen, in der ich mich befand, als ich in mein Cabinet trat; er würde etwas von dem Lobe nachgelassen haben, das er mir nach meiner Entfernung gegen die Hofleute beylegte. Jetzt erst, da sich eine Menge verschiedner Betrachtungen meinem Geist vorstellten, fühlte ich ganz das Niederschlagende unsrer Verhältnisse. Die königlichen Kassen waren leer, er hatte nicht ein einziges Regiment, das im Stande war Dienste zu thun; und doch mußten wir Geld und Truppen haben, und zwar beyde in ansehnlicher Menge, und auf der Stelle. —

Ich durchsuchte meine Aufsätze. Ich überdachte die Mittel, Geld aufzubringen, mit denen ich mich oft in müßigen Stunden beschäftigt hatte, weil ich immer vorausah, daß der König es bald nöthig haben würde. Sie lassen sich alle in zwey Klassen bringen: die Einfachsten, wo es nur darauf ankömmt, die Steuern oder eine schon eingeführte Auflage zu vermehren; und die Schwereren, wo man neue Quellen ersinnen muß, aus welchen das Geld geschöpft werden kann. Es schien mir nicht politisch gehandelt zu seyn, zu der ersten Art meine Zuflucht zu nehmen. Denn nach allen den Geißeln, die das Landvolk schon getroffen hatten, es noch durch eine Vermehrung der Abgaben zu belästigen, von welcher es allein das Opfer würde, und dies zu einer Zeit, wo es kaum angefangen hatte Athem zu schöpfen, dies hieß, den Untergang des Staats vollenden, und auf die Zukunft dem König selbst seine fruchtbarsten und in einem gewissen Verstande seine einzigen wahren Hülsquellen rauben.

Ich beschäftigte mich also bloß mit denen von der zweyten Art, und blieb endlich bey folgendem Entwurf stehen

stehen: Von der Geistlichkeit ein freywilliges Geschenk auf ein, oder selbst auf zwey Jahre zu fodern, und sie zu bewegen, es voraus zu bezahlen; durch eine Vermehrung der alten, neue Aemter zu schaffen, nemlich vier Stellen bey jedem der höchsten Gerichtshöfe, vier Maitres des Comptes in jeder Rechnungskammer, und zween in jedem Bureau der Finanzen, zwey Rätthe bey jedem Presidial- zwey Assessoren bey jedem königlichen Gericht, und zwey Eclis (gewählte Richter) bey jedem Untergericht (Election); bey allen Finanzbeamten noch einen dritten, unter dem Namen des Triennal's (4) hinzu zu fügen; die Zahlung der Rückstände, von denen unter der vorigen Regierung bey den Generalpächtern aufgenommenen Summen, um ein halbes Jahr aufzuschieben; den Scheffel Salz um 15 Sols zu erhöhen, und selbst es immer bey diesem Preise zu lassen, weil man dadurch in der Folge einige Aemter, die den Staat sehr drückten, abschaffen könnte; die Grenz- und Fluß- Zölle blos durch eine neue Taxe um ein Drittheil zu erhöhen; und, weil alle diese Einrichtungen größtentheils nur Geld in Hofnung gaben, zu erst ein Anleihen von 1,200,000 Livres bey den reichsten Privatpersonen am Hofe und in den großen Städten zu machen, und ihnen zur Wiederbezahlung eine dieser erhöhten Auflagen bey der Gabelle oder in den fünf großen Pachtungen anzuweisen. Außerdem aber, um das übrige baare Geld, dessen man jetzt bedurfte, anzuschaffen, die letzten Pächter, welche große Reichtümer gewonnen hatten, durch eine Gerichtskammer anklagen zu lassen, und sie dadurch zu zwingen, sich einer Taxe, auch in Form eines Darlehns, zu unterwerfen.

Dieser Plan war, wie man sieht, sehr ausge-
dehnt; ich hatte aber nicht die Absicht, daß man alle

diese Mittel auf Einmal gebrauchen sollte, sondern, weil es ungewiß war, wie lange der Krieg dauern würde, so könnte man Eins nach dem Andern anwenden, und mit den am wenigsten drückenden den Anfang machen. In Ansehung der Truppen glaubte ich, könne man nichts bessers thun, als sie aus denen Provinzen zu nehmen, die sie zu ihrer Vertheidigung nicht mehr brauchten. So schätzte ich Isle de France und Berry auf Ein vollständiges Regiment, Orleannois und Touraine auf ein zweytes und die Normandie allein auf ein drittes. Jedes dieser Regimenter sollte 1550 Mann stark seyn, und von dem Tage seiner Ankunft vor Amiens an auf Kosten seiner Provinz erhalten werden, wofür diese das Recht behielt, ihm ihren Namen zu geben und die Offiziers zu ernennen.

Nach fünf Tagen trug ich meinen ganzen Entwurf zu dem Könige, die Belege waren in bester Form in 13 Aufsätzen enthalten. Er schloß sich mit Frontenac, d'Arambure, Lomenie, Beringhen, l'Osénai und mir ein, um alles zu untersuchen. Nachdem ich es vorgelesen hatte, sagte ich ihm, mit diesen Hülfsmitteln müßte ihn nun nichts mehr von der Reise nach Amiens abhalten. Uebrigens wären schon alle Vorräthe zu einem Lager in Picardie angeschafft, so, daß ich ihm dafür stünde, daß seine Armee nicht nur Lebensmittel im Ueberfluß, sondern auch alle die Waaren, die man bloß zur Bequemlichkeit braucht, daselbst eben so leicht und eben so wohlfeil als in einer Stadt finden würde. Ich setzte hinzu, so schnelle Hülfe mein Entwurf ihm auch bey seinen jetzigen Bedürfnissen bringen würde, so möchte er doch aber ja nicht denken, daß man so etwas ausführen könnte, ohne Frankreichs alte Wunden, die noch lange nicht geheilt wären, noch durch neue zu vermehren. Man dürfe nur einen Blick auf
die

die Schulden und die ungeheuren Verbindlichkeiten werfen, welche der Staat übernommen hätte; und jede neue Auflage, wie man sie auch zu verstecken suche, sey im Grunde für ein erschöpftes Land immer dasselbe; man müsse daher den Krieg blos in der Absicht wieder anfangen, um dadurch desto leichter einen vortheilhaften Frieden zu erlangen, welcher uns unumgänglich nothwendig geworden wäre. Wie groß aber auch das allgemeine Elend seyn möchte, so wollte ich doch dastehen, daß 12 Jahre eines ununterbrochnen Friedens hinreichen würden, das Reich wieder blühender als jemals zu machen.

Ich zweifelte gar nicht, daß, so wie der König gesonnen schien sich zu betragen, die Feinde ihrer Vortheile ungeachtet bald die ersten seyn würden, welche das Ende des Krieges wünschten, und ich entdeckte gleich damals dem König einen Gedanken, dessen Richtigkeit der Erfolg gezeigt hat. Ich war nemlich überzeugt, daß der König von Spanien die ersten Schritte zu dem Frieden thun würde, weil seine Politik ihm nicht erlaubte, in dem Zustande der Kränklichkeit und Schwäche, morein der natürliche Lauf der Dinge ihn versetzt hatte, seine Krone den Unfällen des Krieges blos zu stellen, die stets zu fürchten sind, am meisten aber in dem Anfang der Regierung eines noch unmündigen Fürsten. Dies machte mich so kühn, selbst zu behaupten, Spanien werde durch Zurückgebung aller Städte, die es uns abgenommen hatte, den Frieden erkaufen.

Der König fand meinen Einfall wegen der Erhebung neuer Gelder so glücklich, daß er selbst ihn im versammelten Staatsrath vortragen wollte. Vorher theilte er ihn dem kleinen Kriegsrath mit, welcher aus dem Herzog von Montpensier und den Herren von Mont-

morency, Mayenne, Auvergne, Biron, Ornano, Bellegarde, Saint-Luc, Fervaques, Roquelaure und Frontenac bestand. Alsdann berief er einen außerordentlichen Rath von allen den Personen in Paris, welche fähig waren dazu gezogen zu werden, und besonders von den Notablen der Versammlung zu Rouen, welche sich hier noch aufhielten, zusammen. Er konnte es nicht besser anfangen, um sein Ansehn auf die von ihr selbst anerkannte Ohnmacht dieser großen Versammlung zu gründen. Zuerst beklagte er den Verlust von Amiens, und zeigte die Nothwendigkeit, diesen Ort so schnell als möglich wieder zu erobern, und zugleich den völlig richtigen Anschlag alles dessen, was dazu erforderlich war. Dann fragte er die Zuhörer um ihren Rath über die Mittel, dieses auszuführen, und beklagte sich, um das, was er ihnen vorzuschlagen hatte, noch besser zu verbergen, daß er stets nur Hindernisse gegen die nützlichsten Unternehmungen fände.

Er schwieg nunmehr, als wollte er die Berathschlagungen der Versammlung abwarten; aber einer sah den andern an ohne ein Wort zu sprechen. Die Großen unterbrachen das Stillschweigen, um die Sache auf die Finanzbedienten zu schieben; diese aber gaben zur Antwort, sie erwarteten den Ausspruch der Großen. Heinrich drang auf eine Entscheidung; man warf einige unbedeutende Vorschläge wegen neuer Auflagen hin, welche aber von der andern Hälfte sogleich bestritten wurden; alle Rätthe fanden die Sprache wieder, um ohne Unterschied zu tadeln, was von der einen oder der andern Partey vorgeschlagen wurde. Den Augenblick, wo man von beyden Seiten äußerst aufgebracht war, so daß kein Anschein mehr übrig blieb, daß sie sich vereinigen würden, ergrif der König, zog den Aufsatz aus seiner Tasche, und sagte, ob er gleich in Finanz-

Finanzsachen nicht sehr erfahren wäre, so wolle er doch auch seine Meinung vortragen, die er jedoch stets bereit wäre gegen eine bessere aufzugeben. Zugleich fieng er an zu lesen, und erregte dadurch bey allen Anwesenden erst die tiefste Aufmerksamkeit, und dann ein Erstaunen, welches sie unbeweglich und stumm machte. Heinrich wartete dieses Stillschweigen einige Minuten ab, und dann erklärte er, er nähme es für eine allgemeine Einwilligung. Er setzte hinzu, da er nicht alle diese Mittel auf einmal anwenden wollte, so würde er mit dem Anleihen von 1,200,000 Livres den Anfang machen. Zugleich ermahnte er die Großen und Reichen, von selbst das gegenwärtige Bedürfniß sich angelegen seyn zu lassen, und auf sein königliches Wort zu rechnen, daß sie das Kapital in zwey Jahren wieder erhalten sollten, ohne etwas an den Zinsen zu verlieren. — Alsdann sollten in der Ordnung die 15 Sols auf das Salz, die Ernennung der Triennals, und die Untersuchung gegen die, welche in den Finanzen Unterschleif gemacht hätten, folgen. Die ganze Sache wurde beschlossen, und das Arret nach diesem Plan gemacht. In kurzer Zeit erhielt man 300,000 Thaler als freywilliges Darlehn. Die Ernennung der Triennals brachte 1,200,000 ein, und eben so viel zog man von den Finanzpächtern, wozu die Schatzmeister von Frankreich gerechnet wurden, welche jedoch sich selbst taxirten.

Der Finanz Rath, welcher im Besitz war, in dem Elend des Volks seine Freude zu finden, tröstete sich bald über diese neuen Subsidien, wenn sie nur durch seine Hände giengen. Sie legten dem Aufsatze des Königs die größten Lobenserhebungen bey, und stellten ihm zugleich vor, der Erfolg hinge davon ab, daß man Leute von großer Erfahrung dabey gebrauchte,

die in der Arbeit schnell und mit der vollkommensten Macht ausgerüstet wären. Er antwortete ihnen, derjenige, dem er den Auftrag geben würde, sollte völlig mit der königlichen Gewalt handeln; in Ansehung der übrigen Eigenschaften aber würde er keinen andern wählen, als mich, weil ich, obgleich der Jüngste, doch der arbeitsamste und sorgfältigste wäre. Dies sagte er in meiner Gegenwart, nachher erklärte er sich in noch stärkern Ausdrücken darüber gegen Schomberg, (5) den er, im Begriff abzureisen, noch in seinem Hause besuchte, weil er wegen seiner Unpäßlichkeit das Bett hüten mußte, und gegen die Rätthe, die sich in dem Zimmer des Kranken befanden. Er sagte ihnen, so wie er sich an mich allein halten würde, wenn es ihm an etwas fehlte, so lange er beschäftigt wäre, sich zu schlagen; so verlange er auch, daß in dem Finanzrath sich alles nach meinem Willen richten sollte. Vor seiner Abreise übertrug er mir feyerlich sein ganzes Ansehn, welches Schomberg so sehr verdroß, daß er lieber hingehen wollte, um bey der Belagerung zu dienen, als die Finanzen meinen Befehlen unterworfen zu sehen. Sanchy verschwand auch aus dem Kollegio, und nahm seine Stelle als Obrister der Schweizer ein.

Ich hatte deswegen nur noch größere Ursach, den Finanzrathen nicht zu trauen, welches ich auch bey Gelegenheit der Triennal's erfuhr. Nachdem ich das Edict, wodurch ihre Ernennung befohlen wurde, hatte bestätigen lassen, dachte ich nur darauf, so viel Geld, als möglich war, aus diesen Bedienungen zu ziehen. Um meinen Kollegen alle Gelegenheit abzuschneiden, um geringe Preise damit ihre Verwandten und Freunde zu begünstigen, führte ich selbst dabey die Feder wie ein Schreiber oder Untereinnehmer. Auch mit dieser Vorsicht noch nicht zufrieden, gab ich dem Käufer einen Zettel

Zettel von meiner Hand, welchen er zu dem Schatzmeister tragen mußte, der ihm gegen sein Geld eine Quittung ausstellte; und beydes, Geld und Quittung mußte mir vorgezeigt werden.

Weil hier alle Ueberraschung unnütz wurde, so nahmen die Käufer zu einem andern Mittel ihre Zuflucht, welches ihnen wahrscheinlich bisher selten fehlgeschlagen war: sie versuchten mich durch Geschenke zu bestechen. Der lahme Robin, ein reicher Unternehmer von Tours, gieng erst mit dem ganzen Collegio, das er auf seine Seite zu ziehen gemußt hatte, zu Rath, kam dann zu mir, und bat einen von meinen Sekretären, ihn zu der Frau von Rocny zu führen. Dieser both er einen Diamant von 6000 Thaler an Werth für mich, und einen andern von 2000 Thaler für sie, an, wenn ich mich nicht widersetzen wollte, daß der Finanzrath ihm alle Triennalstellen der Generalämter Tours und Orleans für 72,000 Thaler zuspräche. Er wurde mir durch meine Gemahlin vorgestellt, die das Uebel, wozu man sie hatte gebrauchen wollen, erst durch den scharfen Verweis erfuhr, den ich ihr in Robins Gegenwart gab. Ich schonte ihn selber auch nicht, um allen andern in der Folge die Lust zu ähnlichen Versuchen zu benehmen, und schickte ihn sehr verwundert, wie ich glaube, und sehr misvergnügt über mein Betragen zurück. Für die Hälfte von dem, was er für 72,000 Thaler haben wollte, waren mir schon 60,000 gebothen worden, die ich nicht angenommen hatte; und noch denselben Abend brachte mir blos diese Hälfte 80,000 Thaler ein, weil ich sie einzeln verhandelte.

Dies Geschäft hielt mich diesen und den ganzen folgenden Tag zu Hause, und ich glaubte es dem Verlangen

langen des Kanzlers vorsehen zu müssen, welcher mich zweymal durch den Thürsteher hatte bitten lassen, in die Rathsversammlung zu kommen, um eine Sache zu beschließen, sagte er, wo es darauf ankäme, dem König 75,000 Thaler baar Geld zu verschaffen. So bald ich Zeit hatte, eilte ich hin und dachte nicht mehr an Robin. Der Kanzler wollte mir, indem ich in das Zimmer trat, einige kleine Vorwürfe über meine Nachlässigkeit machen, aber ich antwortete ihm ganz kurz, ich wäre dem König in meinem Kabinet noch nützlicher gewesen. „Wir sind es hier nicht weniger gewesen“ antwortete der Kanzler, und legte einen großen Nachdruck auf sein baar Geld, weil der König in zwey Briefen nach einander welches verlangt hatte. Als ich erfuhr, daß die Sache weiter nichts war, als dieselbe Summe, die Robin schon geboten hatte, blos um 3000 Thaler vermehrt, so ließ ich die Herren fühlen, daß, da sie gewußt hätten, daß der Käufer schon bey mir gewesen wäre, sie nicht ohne mich eine Sache hätten beschließen sollen, die ich nicht gut fände.

Sie wollten mich durch einen Ton des Uebergewichtes, der mit Klagen untermischt war, niederschlagen; ich sagte ihnen aber nun ganz rein heraus, wenn ich der Mann wäre, der sich durch Geschenke gewinnen ließe, so hätte der Handel gar nicht an sie kommen sollen; weil aber der König sich auf meine Treue verließ, so wollte ich sie auch so weit erstrecken, als sie gehen mußte. Der Kanzler, Fresne und la-Grange-le-Roi, äußerst beleidiget durch den Vorwurf, den diese Worte enthielten, wollten mir erst einstreiten, ein Handel, durch welchen der König über die Hälfte verlohre, wäre ihm doch vortheilhafter, wenn er baarres Geld erhielte, als die Meinigen, wo ich gewöhnlich den Käufern zur Zahlung der zweiten Hälfte sechs

Monat

Monate Zeit ließ. Nachher machten sie mir Vorwürfe, daß ich mich zum Verbesserer der Finanzen aufwerfen wollte, und erklärten mir verachtend, sie würden ihren Kontract gegen den Meinigen zu behaupten wissen, ein einzelner Mann solle sich nicht einkilben, umstoßen zu wollen, was ein ganzes Collegium beschlossen hätte, und zugleich entschied der ganze Finanzrath, die Besetzung solle auf ihre Bedingungen Robin von Tours zugeschlagen werden.

Ich hielt es nicht für rathsam, weder über diese Ungerechtigkeit, noch über die Verordnung, die deswegen gemacht wurde, daß man künftig im Finanzrath gar nicht mehr auf die Anweisungen eines Einzelnen achten solle, weiter ein Wort zu verlieren; als aber der Sekretair Janet mir diese schöne Verordnung zu unterzeichnen brachte, weigerte ich mich es zu thun, bis daß ich von dem König Antwort auf einen Brief würde erhalten haben, worinn, wie ich ihm sagte, ich weder der Wahrheit noch der Personen schonte. Dieser Brief machte Janet Angst, und in der Absicht hatte ich es auch bloß gesagt. Er bat mich ihn ihm zu zeigen, und ich stellte mich, als gäbe ich seinem Dringen nach. Der Brief selbst handelte ganz allein von den geheimen Schleichwegen, durch welche Robin die Herren Finanzräthe gewonnen hatte, und die ich so glücklich gewesen war zu entdecken. Der König würde daraus gesehen haben, daß die Ursach, die das Kollegium so sehr auf Robins Seite gebracht hatte, keine andre war, als daß dieser der Marquisin (6) von Sourdis, der Geliebten des Kanzlers dieselben Anerbietungen gethan hatte, womit er bey mir so schlecht angekommen war, und ausserdem auch die Frau von Deuilly, eine Verwandte des Kanzlers, in welche du Fresne verliebt war, beschenkt hatte. Sie erfuhren den Inhalt mei-

nes

nes Briefes durch Fayet, und er kam geschwind zurück, um mich zu bitten, ihn nicht abgehen zu lassen. — Die Verordnung sowohl als Nobins Contract wurden unterdrückt.

So theilte ich meine Arbeit zwischen die Sorge, die Gelder des Staats einzunehmen, und sie wieder so nützlich zu den Bedürfnissen der Armee zu verwenden, daß es dieser während der ganzen Belagerung von Amiens an nichts fehlen durfte, weder zum Unterhalt noch zu dem Geschütz. Gewöhnlich that ich alle Monate eine Reise ins Lager, und ließ 1,500,000 Thaler hinter mir her fahren, welches mir die Freundschaft aller Obristen zuzog, die an eine solche regelmäßige Auszahlung nicht gewöhnt waren. Meine Aufmerksamkeit erstreckte sich bis auf die gemeinen Soldaten, für die ich in dem Lager ein Lazareth errichten ließ, wo sie so gute Bedienung und so viel Bequemlichkeit fanden, daß verschiedene Leute von Stande dahin giengen, um sich von Krankheiten oder Wunden heilen zu lassen (7).

Die beynahe übermäßige Sorge des Königs für meine Erhaltung bezahlte mir alle meine Mühe mit Wucher. Saint-Luc, dem der Graf von Guiche seine Stelle als Generalfeldzeugmeister abgetreten hatte, bat mich bey meiner dritten Reise ins Lager zu Gaste, und wollte mir bey der Gelegenheit alle seine Werke zeigen, weil er meine Vorliebe zu diesem Theil der Kriegskunst kannte; dieses führte uns etwas weit vorwärts in den Laufgräben, und noch an einige andre Orte, die nicht ganz vor der Gefahr gesichert waren. Man erzählte es dem König, der mir darüber einen scharfen Verweis gab, und mir ausdrücklich verbot, an irgend einen Ort zu gehen, wo ich die geringste Gefahr laufen könnte.

könnte. Er sagte bey dieser Gelegenheit ganz laut, ich hätte Feinde auch im Lager, die meinen Untergang so brennend wünschten, daß sie sich gern selber jeder Todesgefahr aussetzen würden, wenn sie nur machen könnten, daß ich sie mit ihnen theilte. Es war schwer für einen, der selbst Soldat gewesen war, das Feuer seiner ersten Leidenschaft an der Seite eines Fürsten nicht wieder zu fühlen, der keine kriegerische Beschäftigung unter seiner Würde glaubte, und sie alle mit einer Emsigkeit und einem Muth erfüllte, die auch den Unempfindlichsten hätten erwärmen müssen.

Dennoch that sein Beispiel nicht auf Jedermann diese Wirkung. Mitten in dem Lager entstand eine Kabale unruhiger Protestanten, an deren Spitze die Herren von la Tremouille, Bouillon und Du Plessis standen, und die ihm den tödlichsten Verdruß machte. Ich fand ihn, da ich vor meiner Rückreise nach Paris Abschied von ihm zu nehmen kam, in der tiefsten Traurigkeit. Er hatte eben sichere Nachricht erhalten, daß diese drey Herren nebst noch etwa zwanzig Reformirten, worunter die beyden Saint-Germain's, Elan, Beaupré (8), d'Aubigne, la Case, la Valliere, la Gausfaie, la Vertiehere, Preaux, Bassignac, Regnac, Bessais, Constant und einige andre waren, eine allgemeine Versammlung aller Protestanten gehalten hätten. In dieser hatten sie den Vorschlag gethan und aus allen ihren Kräften unterstützt, daß man sich des Umstandes der Belagerung von Amiens (9), welche ohne sie nicht beendigt werden könnte, zu Nuzze machen sollte, um dem König ein Edict zu entreißen, welches ihnen völlige Genugthuung gäbe, oder, im Weigerungsfall, die Waffen zu ergreifen. Zum Glück fand dieser Rath großen Widerspruch in der Versammlung selbst und von einem Theil der großen Städte, die man hinein

hinein zu ziehen gesucht hatte. Dies beruhigte den König einigermaßen, indessen war doch immer zu befürchten, daß am Ende die Hefigsten durchdringen möchten. Er befahl mir daher, an einige der Vornehmsten zu schreiben, um sie, wo möglich, zu vernünftignern Gesinnungen zu bringen, besonders den Herzog von la Trémouille, von dem man wußte, daß er der vorzüglichste Beförderer des ganzen Complots war.

Ich hatte bisher mit ihm immer in ziemlich genauer Verbindung gestanden; und er hatte selbst geglaubt mir von diesen Versammlungen Nachricht geben zu müssen. Aber die Absicht derselben hatte er mir verschwiegen; in seinen Briefen darüber bediente er sich so gesuchter Ausdrücke, daß ich leicht merken konnte, diese Herren sähen mich als einen Abtrünnigen von seiner Partey an, und la Trémouille wäre nahe dabei, sich zu empören. Dennoch suchte ich den Rest des Verhältnisses, in dem ich noch mit ihm stand, geltend zu machen, um wo möglich ihn wieder zu seiner Schuldigkeit zurückzubringen. Ich schrieb ihm, wenn es auch wahr wäre, daß der König so gegen sie dächte, als er es voraussetzte, so wäre es doch für ihn weder rühmlich noch groß, eine Erklärung zu erpressen, die sie-blos der Nothwendigkeit zu danken haben würden. Aber Heinrich habe noch für alle Reformirte seine alten Gesinnungen beybehalten; er sey nicht schuld an der wenigen Gerechtigkeit, die die Katholiken ihnen wiederfahren ließen, denn er selber hätte nicht weniger von diesen auszustehen. Uebrigens möchten sie erwägen, daß ein so zur un rechten Zeit erlangtes Edict, ihnen nicht die Vortheile bringen würde, die sie davon erwarteten. Die Katholiken, welche doch immer die Stärksten wären, könnten dieses vor jetzt sehr leicht

ver-

verhindern, und in der Folge würde der König, mit Recht über den Zwang, den man ihm angethan hätte, aufgebracht, die Lust verlihren, ihnen einst freywillig alles das zuzugestehen, was sie jetzt so zur Unzeit vorausnehmen wollten. Sie würden weiter nichts ausrichten, als durch den Term einer fehlgeschlagenen Unternehmung die Katholiken nur noch mißtrauischer machen, damit sie desto mehr gegen sie auf ihrer Huth wären. — Ich führte ihm das Beyspiel jener erhabnen Protestanten zu Gemüthe, die bey jeder Gelegenheit sagten und durch ihre Aufführung bewiesen, daß ein Protestant, der nach seinem Glauben handelt, nie das Wohl des Staats und den wahren Vorthail seines Königs aus dem Gesichte verliehrt. La Trémouille wurde durch meinen Brief nur wenig gerührt, er zeigte ihn aller Welt, und hielt sich öffentlich darüber auf. Die Entwürfe der Häupter der Reformirten scheiterten aber, weil sie nicht genug Anhänger fanden.

Die Feldzeugmeisterstelle wurde erledigt, da ich gerade zum vierten male ins Lager gereist war. Saint • Luc (10) sah zwischen zwey Schanzförben durch, wo fast nicht einmal Raum für eine Kanonenkugel war; dennoch führte sein Unglück eine hin, die ihn todt zur Erde streckte. Ich war gerade allein bey dem Könige, als Villeron und Montigny (11) ihm diese Nachricht brachten; jeder that es insgeheim, weil sie sogleich wegen dieser Stelle auch schon eine Bitte anzubringen hatten. Ich näherte mich dem König wieder, nachdem sie weg waren, und erfuhr sowohl Saint • Luc's Tod von ihm, als auch daß Villeron für seinen Sohn d'Alincourt oder seinen Neffen Chateaufauf • l'Aulepine; und Montigny für sich selbst gehalten hatten. Saint • Luc war ein Mann von Verstand und Einbildungskraft, schnell, erfindsam und

voll Herzhaftigkeit; man konnte ihm nichts vorwerfen, als den Fehler, sich zuweilen dem Ueberfluß seiner Ideen, die ihm Entwurf auf Entwurf eingaben, so zu überlassen, daß er einen Theil der Zeit, den die Ausführung erforderte, an die Erfindung und Einbildung wendete. Dem ungeachtet fand der König unter den vorgeschlagenen keinen einzigen, der fähig gewesen wäre, Saint-Luc zu ersetzen. D'Alincourt fehlte es an Festigkeit, und er hatte, wie Heinrich sagte, „gar zu bloße Nägel.“ Chateaufort verbarg einen wirklichen Mangel an Verstande unter einem von Affectation und Grimassen zusammengesetzten Aeußeren. Montigny war in der That tapfer und dem König zugethan; aber auch diese Eigenschaften sind zu einem so wichtigen Posten nicht hinlänglich, wenn sie nicht von einem Geist, der in sich selbst Hülfsmittel hat, und Ordnung mit vernünftiger Sparsamkeit zu verbinden weiß, begleitet werden.

Indem wir so mit einander redeten, schien es mir, daß den König nichts abhielte, mir selbst diesen Posten zu geben, als daß er glaubte, ich würde sie nicht mit dem Amt eines Oberaufsehers über die Finanzen verbinden können. Es wurde mir nicht schwer, ihm diesen Irrthum zu benehmen, und er gab mir nun auf der Stelle sein Wort; die Ausführung seines guten Willens verschob er aber bis nach der Belagerung, denn so lange wollte er keinen neuen Feldzeugmeister machen, weil ihm meine Gegenwart zu Paris nothwendig schien. Ich sah ihn den ganzen folgenden Tag nicht, zum Unglück für mich aber sah er die Frau von Monceaux, welche alles anwendete, um diesen Posten für den alten D'Estrées, ihren Vater, zu erhalten. Der König blieb standhaft bey ihren Thränen, aber er gab nach, als sie ihm drohte in ein Kloster zu gehen, wenn

er

er ihr diese Bitte abschlug. Durch diese Verstellung gelang es ihr so gut, Heinrichs ganze Leidenschaft für sie wieder zu entzünden, daß sie endlich ihre Absicht erreichte. Der König erzählte mir den folgenden Tag, was vorgegangen war, nicht ohne einige Verwirrung über seine Schwachheit. Er hatte doch noch wenigstens in Einem Stück für mich gesorgt, dadurch, daß er die Bedingung machte, daß der Herr von Estrées, der völlig (12) unfähig war, dieser Stelle durch sich selbst vorzustehen, sie gegen die erste Kronbedienungsstelle, welche erledigt werden würde, oder im Fall eines beträchtlichen Krieges ohne Widerrede an denjenigen abtreten sollte, den der König dazu ernennen würde; und zugleich gab er mir von neuem sein Wort, daß er keinen andern als mich ernennen wollte.

Mit dieser Versicherung zufrieden, nahm ich den Rückweg nach Paris, wo ich wenige Tage nachher aus dem Lager die Nachricht von dem Tode meines Bruders (13), des Gouverneurs von Mante erhielt, den ich ganz gesund verlassen hatte. Durch diesen zweiten Todesfall blieben nun von uns vier Brüdern nur noch zweien übrig. Der König wies alle ab, die um das Gouvernement von Mante anhielten, um es mir zu geben, ohne daß ich ihn darum gebeten hatte. Durch den Brief, den er mir über diesen Tod schrieb, erhielt ich zugleich dieses Geschenk und die nöthigen Stücke, um in alle Rechte meines Bruders zu treten, welcher ohne Erben gestorben war. Ich schickte meinen Sekretair Baltazar nach Amiens, um meine Bestallung als Gouverneur zu holen, und gieng dann sogleich nach Mante um mich aufnehmen zu lassen. Ich wollte nur vier Tage abwesend seyn.

Meine Herrn Kollegen hatten darüber keine geringe Freude, weil sie sich einbildeten, daß ich weit län-

ger ausbleiben, und überhaupt künftig die Finanzsachen vernachlässigen würde. Um sogleich Vortheil daraus zu ziehen, nahmen sie ihre Maasregeln, um sich einen Theil der zu der Belagerung von Amiens bestimmten Gelder zuzueignen. Sie unterzeichneten alle einen, im Namen des ganzen Kollegiums, an den König geschriebenen Brief, worinn sie ihm voraussagten, er möchte sich nicht wundern, nachdem es ihm fünf Monathe lang an nichts gefehlt hätte, wenn er erführe, daß seine Kassen gänzlich erschöpft wären; sie enthielten jetzt nichts mehr, als einige geringe Reste und Ueberschüsse von Auszahlungen. Heinrich, der nicht wußte, daß ich zu Mante war, und nach seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit die Unterschriften dieses Briefes nicht genau untersuchte, erstaunte um so mehr darüber, weil ich ihm ganz gewiß versichert hatte, ich wäre im Stande ihm noch vier Monathe lang, und länger konnte die Belagerung nicht dauern, die gewöhnlichen Summen zu schaffen. Er schalt in Gegenwart seiner vornehmsten Offiziere sehr auf das Finanzkollegium, und diesmal wurde ich eben so wenig verschont als die andern. Als er aber sich besonnen und die Unterschriften seines Briefes angesehen hatte, wo er meinen Namen nicht fand, und auch durch den Kurier erfuhr, daß ich in Mante wäre, verdamnte er selbst seine Uebereilung. Damit es der Genugthuung, die er mir geben wollte, an nichts fehlte, las er meine Antwort auf seinen Brief in Gegenwart derselben Zeugen laut vor.

Es war sein Vortheil, ihnen den Muth nicht zu benehmen. Diese gewiß sehr beschwerliche Belagerung machte sie und ihre Soldaten zuweilen verdrüsslich. Hätten die Gelder aufgehört, sie würden ihn alle verlassen haben; schon wenn nur die Wagen unterwegs aufgehalten worden waren, konnte er nicht hindern,

daß

daß hier und da einige fortgiengen. Indessen gieng alles gut bis zum Ende. Wenn die Belagerten sich tapfer vertheidigten, und einen Ausfall nach dem andern thaten, so grif man sie auch nachdrücklich an, und sie wurden immer geschlagen.

Man war mit dem Sappiren schon bis an die Wälle gekommen, und die Belagerer hatten sich zweyer Casematten bemächtigt, und diese dadurch den Feinden unnütz gemacht, als der Kardinal Erzherzog und der Graf von Mannsfeld, der unter ihm kommandirte, es für Zeit hielten einen Versuch zum Entsatz der Stadt zu machen. Sie brachen mit 12 bis 13,000 Mann Infanterie, und drittehalb bis drehtausend Pferden auf, und giengen über die Auhie in der Absicht, eine Schlacht zu liefern, oder wenigstens eine ansehnliche Verstärkung in die Stadt zu werfen. Aber alle die Haufen, welche er dazu abschickte, wurden zurückgetrieben. (14) Der König rekognoscirte selbst die feindliche Armee. Er sah sie von vornen und auch im Rücken, und er würde ungeachtet ihrer überlegnen Anzahl nicht angestanden haben sie anzugreifen, weil er blos einen verwirrten Haufen ohne Ordnung und Zucht entdeckte, wenn nicht bey seinen ersten Bewegungen gleich der Erzherzog sich eilig zurückgezogen hätte. (15) Es wäre vielleicht nicht unmöglich gewesen, die Spanier zur Schlacht zu zwingen ohne deshalb die Belagerung aufzuheben; Heinrich wenigstens hat dieses immer geglaubt, dennoch gab er den meisten Stimmen nach, welche rietthen: man sollte den Erzherzog sich zurück ziehen lassen. Nachher dachte man an weiter nichts als an die Belagerung. Das Navelin wurde eingenommen, und die Mineurs machten sich nun an den Hauptwall, als Amiens sich am En-

de des Septembers dieses Jahrs ergab. Diese Belagerung hatte fast den ganzen Feldzug weggenommen.

Wenn ich die große Menge Briefe ansehe, die ich während dieser Zeit von dem Könige erhielt, so muß ich erstaunen, wie ein Fürst, der mit den Unternehmungen einer großen Belagerung, und den einzelnen Sorgen für ein ganzes Lager beladen war, sich deswegen nicht weniger um die innern Angelegenheiten des Königreichs bekümmerte, und mit gleicher Leichtigkeit so verschiedene Beschäftigungen umfassen konnte. Ich erspare dem Leser die Mühe, alle diese Briefe zu lesen, und eben so werde ich es auch mit denen machen, womit Sr. Majestät mich in der Folge beehrt hat. Ich habe deren über 3000, ohne die, welche ich vernachlässigt habe aufzuheben, oder die durch die Schuld meiner Sekretäre verloren gegangen sind. Es würde zu langweilig seyn, dem Publikum von jedem besonders Rechenschaft zu geben. Bey einigen derselben muß ich dem Befehl des Königs, sie zu vernichten, gehorchen, weil von Personen darin die Rede ist, die er nicht hat fränken wollen, und die ich um so mehr mich hüten muß zu beleidigen. Dieses aber würde unvermeidlich seyn, wenn ich manche politische Intriguen, oder auch nur Galanterien, welche verborgen geblieben sind, an den Tag bringen wollte. Die übrigen handeln hauptsächlich nur von der Anwendung der Gelder, von Rechnungen, Auszahlungen, Gehalten und andern Dingen der Art, und sind so trocken und wenig unterhaltend, daß sie dadurch selbst nur noch mehr zu Heinrichs Lobe gereichen.

Man würde zum Beyspiel daraus sehen, daß er über den Artikel der Finanzen die Genauigkeit so weit trieb, sich von mir alle acht Tage über die eingezogene

gegangnen Gelder und die Anwendung derselben Rechnung ablegen zu lassen (16). Es entgeht ihm nicht, daß man beyhm Schmelzen Eine Kanone hatte entwenden wollen. Bey Gelegenheit von 6 bis 7000 Thalern, die man aus Noth dem Volk auf die Steuern nachlassen mußte, berechnet er selber, wie viel von diesem Gnadengeschenk auf verschiedene Kirchspiele, die am meisten gelitten hatten, kommen sollte. Er bringt sehr genau jedes verkaufte Amt und das daraus gelösete Geld in Anschlag. Er verliert keinen von denen aus den Augen, welchen der Staat Verbindlichkeiten hat, oder die in den entfernten Provinzen oder den benachbarten Reichen ihm Dienste leisten, und weist jedem mit trefflicher Unterscheidung ein besonderes Kapital an, wovon sie sollen bezahlt werden. Seine größte Sorge ist, daß auf die Einkünfte, die allein zum Kriege bestimmt sind, nie eine Zahlung angewiesen werde, die damit nichts zu thun hat; dieses zeigte sich deutlich bey der Gelegenheit, wo der Herr von Vienne, der die Stadt Tours wieder zum Gehorsam gebracht hatte, eine Belohnung erhalten, und als die Frau von Beaufort die 4000 Thaler wieder bekommen sollte, die er von ihr geborgt hatte.

In Ansehung des Krieges sind diese Briefe äußerst umständlich. Das Geld, das zu den Laufgräben und den übrigen Werken sowohl, als zum Sold der Truppen erfordert wird, ist so genau darin berechnet, daß man nicht fürchten darf zu irren, wenn man sich darnach richtet. Die Marschordnung seiner Truppen ist darinn mit eben soviel Klugheit bestimmt als der Weg der Convois, die zu der Armee kamen, damit sie nie aufgehalten oder weggenommen werden könnten.

Das alles machte nur noch einen Theil seiner Sorgen aus. Eine Menge seiner Briefe zeigen, daß er mit gleich geschickter Hand den Plan eines Angriffs zu entwerfen und die Angelegenheiten des Kabinetts zu leiten wußte. Der zum Beyspiel, wo er von den Ausbesserungen von Montreuil, Boulogne und Abbeville spricht. Die andern, wo er bey Gelegenheit der Rechnungskammer, die es an Ehrfurcht gegen ihn hatte er mangeln lassen, sich über die Art und Weise, die Ordnung in den Provinzen, den Gehorsam in den Städten, und die Subordination in den verschiednen Corps zu erhalten, ausbreitet. Jener, wo er sagt: „ich habe nicht Lust, Maskeradenaufzüge unter die Gelder zu mischen, die für meine Armee bestimmt sind;“ weil Wortier, der Kleider zu einem Feste angeschafft hatte, sie auf einer Rechnung der Kriegskosten hatte eintragen lassen. Der endlich, wo er auf ein Anerbieten, das ihm die Stadt Paris durch ihren Prevot und die Echevins hatte thun lassen, auf ihre Unkosten 1200 Mann zu besolden antwortet, und in Betracht dieses Dienstes die Stadt von der Verdopplung der Accise lospricht; und noch tausend andre in dieser Art.

Sein persönlicher Unterhalt war die einzige Sache, von der man sagen konnte, daß er sie vernachlässigte. Um ihn zu nöthigen daran zu denken, mußte Monglat, sein erster Haushofmeister ihn erinnern, daß sein Kessel bald ganz würde auf der Nase liegen; dies sind seine eignen Ausdrücke in einem seiner Briefe. Er erröthet nicht eine Sache zu gestehn, über die freylich auch nur seine häuslichen Feinde sich hätten schämen sollen, daß er nehmlich fast nackt, ohne Waffen und ohne Pferde war. In der Folge fand er jedoch Mittel, ein Kapital zu seinem Unterhalt auszusetzen, welches nicht zu etwas anderm konnte vergriffen werden. Er bestimmte dazu die Mark Goldes, welche

welche von dem Verkauf der Aemter gezogen wurde. Dies ist der Inhalt eines Theils seiner Briefe von diesem Jahre; von ihnen kann man auf die in den folgenden Jahren geschriebnen schließen die ich alle sorgfältig in der Urschrift aufhebe, ob ich gleich dem Publikum nur das wichtigste daraus mittheilen werde. Eine Sache, die man nicht vergessen muß dabey zu bemerken, ist, daß, so groß ihre Anzahl und so lang sie auch größtentheils sind, er doch beynah alle eigenhändig geschrieben hat, hauptsächlich die, welche gerade an das Finanzkollegium oder an mich gerichtet sind. (17)

Ich war bey dem Kriegsrath zugegen, welcher kurze Zeit nach der Eroberung von Amiens über das, was man in diesem Feldzuge noch unternehmen könnte, gehalten wurde. Man that drey Vorschläge: der feindlichen Armee zu folgen; irgend eine Stadt in Artois zu überfallen; oder Dourlens in Picardie ordentlich zu belagern. Jeder sagte seine Meinung darüber. Die Meinige war, es sey nicht zu glauben, daß der Cardinal Infant, der, als ihm nur dies einzige Mittel übrig blieb Amiens zu retten, die Schlacht so hartnäckig verweigert hatte, sich jetzt dazu sollte hinreißen lassen, da er die ganze Macht des Königs gegen sich haben würde, und da er alle Zeit gehabt hatte seine Maasregeln zu nehmen um sie zu vermeiden. Es sey eben so wenig wahrscheinlich, daß eine Unternehmung auf die Städte in Artois in der Nachbarschaft einer so zahlreichen Armee glücken würde. Dennoch gefielen mir diese beyden Vorschläge immer noch besser, als die Belagerung von Dourlens, denn man brauchte doch nur etwa vierzehn Tage, um zu wissen, was man von dem einen und dem andern erwarten könnte, es wäre auch keine Schande dabey, wenn sie fehlschlügen, da

man hingegen bey der letztern den Verdruß haben würde, viel Zeit, Geld und Truppen unnütz aufgeopfert zu haben. — Es wurde beschlossen die beyden ersten Vorschläge schnell zu versuchen, ohne deswegen den letztern aufzugeben. Die Spanier waren auf ihrer Huth; und es blieb den Franzosen weiter kein Vortheil als die Ehre, daß sie gesucht hatten den Krieg durch eine Unternehmung zu endigen, die so viel als das übrige beytrug, dem König von Spanien den Frieden wünschenswerth zu machen.

Mit der Belagerung von Dourlens, ausder man durchaus bestand, gieng es ganz anders. Der König schrieb mir, als ich nach Paris zurückgekehrt war, seinen letzten Entschluß darüber. Ich wagte es ihm noch einmal und noch nachdrücklicher die Gründe vorzustellen, weswegen ich diesem Plan meinen Beyfall nicht hatte geben können; daß, da seine Armee so sehr vor Amiens gelitten hätte, er jetzt nicht im Stande wäre, eine andere und so schwere Belagerung, als die von Dourlens anzufangen, noch dazu im October, wo der Regen den von Natur fetten und schlüpfrigen Boden dieser Gegend ganz unzugänglich machte, und im Angesicht einer Armee, die auf nichts dächte, als ihren Schimpf wieder gut zu machen. Heinrich nahm mir diese Freyheit nicht übel, aber meine Gründe überführten ihn nicht. Er antwortete mir, der Besitz von Dourlens wäre ihm durchaus nothwendig, um Amiens und Abbeville zu behaupten. Dadurch, daß er die Picardie sicherte, würde der Verkauf der neuen Dienste erleichtert werden, und er würde es schon so einzurichten suchen, daß die Belagerung nicht so lange dauern sollte, als ich fürchtete.

Dour-

Dourlens wurde also den 9ten October eingeschlossen, und schon am 13ten war der Boden von dem Regen dergestalt verdorben, und die Wege so grundlos geworden, daß die Unternehmung gar keinen Fortgang hatte. Willeroy schrieb mir, man bereue schon, sie angefangen zu haben. Auch gieng der König gleich nachher von seinem Quartiere zu Beauval nach Belbar und schickte von da Befehl, die Belagerung aufzuheben. So kurze Zeit diese auch nur gedauert hatte, so hatten die Truppen doch schon so viel gelitten, daß sie im Begriff waren auseinander zu gehen. Der König ließ ihnen den Sold bezahlen, legte sie in die Winterquartiere an der Grenze, wo er auch seine leichte Reuterey ließ, und zog einen Theil der Besatzungen zurück, welche man nach dem Verlust von Amiens in die benachbarten Orte hatte legen müssen. Er selbst gieng über Rouen und Monzeaur, wo er sich acht Tage aufhielt, nach Paris zurück, um hier den Winter zuzubringen.

Von Monzeaur aus gab er mir seine Befehle, daß ich die Schwierigkeiten sollte heben lassen, welche der Kanzler von Chiverny im Parlement machte, die Grafschaft Armagnac und Lectoure zum Presidial zu erheben; und von dem Gelde, welches daraus gelöst werden würde, die Unkosten bezahlen sollte, wozu der König von dem Parlament in einem Prozeß gegen den Herrn von Fontailles, Grafen von Armagnac verdammt war. Weil die Prinzessin von Navarra in Kraft der Schenkung, welche der König ihr von allen seinen Gütern in dieser Provinz gemacht hatte, auf dieses Geld einiges Recht hätte haben können, so befohl mir Heinrich die Sache geheim zu halten, und gebrauchte dieselbe Vorsicht bey Fontailles und dem Kanzler. Der letztere gehorchte sehr schlecht, aber sei-

ne

ne Schwachhaftigkeit half zu nichts, weil die Prinzen-
fin kurz nachher den französischen Hof verließ. Der
König erinnerte mich in demselben Briefe, Demeurat,
seinen Procurator zu Riom in Auvergne, und la Cor-
biniac zu bezahlen, welcher den Unterhalt der in Pi-
cardie gebliebenen Truppen zu besorgen hatte. In sol-
chen Augenblicken der Muße erstreckte er seine Aufmerk-
samkeit bis auf die geringsten Gegenstände. Ich muß-
te dem Herrn von Pices, einem alten und treuen Dies-
ner, ein Geschenk von 3000 Thaleru, und Gobelin,
der sein Hauswesen unterhielt, eins von 8000 Livres
auszahlen, und diesem zugleich 16,000 Livres, die er
vorgehoffen hatte, wieder erstatten. Es war kein Na-
me, bis auf den der armen Einnehmerin zu Gisors,
der nicht das Recht gehabt hätte in seinen Briefen ei-
ne Stelle einzunehmen.

Das in der That außerordentlich große Elend des
Volks (18) hatte bey der Einkassirung der Auflagen
große Lücken verursacht. Die Herren vom Finanzrath
waren sehr eifrig diese Lücken vorzustellen, und selbst
zu vergrößern; dem König stieg daher ein Zweifel auf,
ob sie nicht, nachdem sie einen Nachlaß für das Volk
erhalten hätten, diesen etwa geheim halten, und in der
Folge von den Unterthanen beträchtliche Summen für
sich selbst ziehen möchten. Er befahl mir daher zu un-
tersuchen, erstlich, ob das Volk wirklich von den Jah-
ren 1594 und 95 noch so viel schuldig wäre, als diese
Herren ihn glauben machen wollten; dieses war leicht,
ich durfte nur die Listen der Einnahme und Ausgabe
der Ober- und Unter-Einnehmer, und jedes Unter-
gericht in den General-Ämtern, wo ich schon gewe-
sen war, genau untersuchen: und zweitens, ob diese
Lücke in den Abgaben nicht Faulheit oder Ungehorsam
von Seiten der Unterthanen zum Grunde hätte.

Eine

Eine andre, sehr wichtige Angelegenheit endlich, mit welcher der König zu Monceaux sich zu beschäftigen anfieng, war die Bestimmung der Artikel, über welche er mit den Protestanten sich vergleichen wollte. Schon seit langer Zeit trieb er den Kanzler und Villeroi dazu an, und ich hatte den Auftrag daran zu arbeiten; aber er würde sich noch lange haben beklagen können, daß diese Herren seine Absicht so schlecht erfüllten, wenn er nicht selbst nach Paris gekommen wäre, seinen Entwurf auszuführen. (19).

Diese beyden letzten Angelegenheiten, der Finanzbedienten und der Protestanten, hätten eine Musse erfordert, die der König bey seiner Anzunft zu Paris nicht fand. Er mußte auf neue Zurüstungen denken, um das folgende Frühjahr nach Bretagne gehen zu können, wo die Rebellen, von dem Anblick ihres Oberherrn entfernt, ungestraft die Verwirrungen und den Ungehorsam verewigten. Der Herzog von Mercoeur, der an ihrer Spitze stand, wagte es doch nicht, öffentlich die Empörung zu begünstigen. Im Gegentheil waren seine Briefe an den König voll von anscheinenden Zeichen der Unterwerfung, und seit zwey Jahren studirte er darauf, ihn durch verstellte Vorschläge, deren Erfüllung er immer auszuweichen wußte, hinzuhalten. Der König hatte seiner Seits auch bisher sich gegen den Herzog verstellen müssen, und sich begnügt, die Officiere aus dieser Provinz gütig aufzunehmen, die, Mercoeurs Langsamkeit überdrüssig, sich gerade zu an ihn gewendet hatten. Jetzt aber hielt er es für Zeit, diesen aufrührerischen Unterthanen in seiner Provinz anzugreifen. (20) Dies war den Winter über unsere Beschäftigung, die wir so viel als möglich geheim hielten.

Es würde unnütz gewesen seyn, dies ohne ein Korps von 1200 Mann Infanterie und 2000 Cavallerie, und ohne eine Artillerie von wenigstens 12 Stücken zu unternehmen. Von den 6000 Mann zu Fuß und 1200 zu Pferde, die der König zur Vertheidigung der Grenze von Picardie für nöthig gehalten hatte, und die dem Commando des Connetable untergeben waren, der sich des Raths der Herren von Bellievre, Billeroi und Sillery bedienen sollte, konnten diese Truppen nicht gezogen werden. Man mußte also wieder neue Quellen auffuchen, um alle diese Soldaten zu unterhalten. Die Auflagen zu vermehren war kaum mehr möglich; aber die Verminderung der Unkosten bey Erhebung derselben ist immer, wenigstens für den König, eine ansehnliche Vermehrung. Ich richtete meine Sorgfalt dahin, zugleich suchte ich alle übrigen Schulden einzutreiben, das von der Hand gekommene wieder herbey zu schaffen, und machte einige neue Abgaben, aber in geringer Anzahl, die nicht sehr drückend waren.

Ohne diese Hülfe hätte der König sich zum Frieden müssen bereitwillig finden lassen, und dieser konnte jetzt nicht anders, als sehr zu Spaniens Vortheil ausfallen. Clemens VIII wünschte ihn sehr. Schon lange vor dem Feldzuge in Picardie hatte er den Cardinal von Florenz, (21) seinen Neffen, als Legaten an den König geschickt, um Vorschläge dazu zu thun, unterdeß der Patriarch von Constantinopel (22) auf Befehl seiner Heiligkeit in derselben Absicht nach Spanien gieng. Der Anfang der Unterhandlung war nicht glücklich gewesen. Durch den Verlust von Amiens mehr erzürnt als niedergeschlagen, hatte der König dem Cardinal von Florenz stolz geantwortet, er würde ihn anhören, wenn er erst diesen Platz wieder erobert hätte. Auf der andern Seite hatte der König von Spanien, ob
er

er gleich ungerath den Krieg hatte wieder angehen sehen, doch auf sein Glück in Flandern, und besonders auf die Eroberung von Amiens, deren Besitz ihm das ganze Land von der Oyse bis an die Seine unterwerfen konnte, jetzt große Hofnungen gebauet.

Die Begebenheiten des Feldzuges, welcher für Frankreich glücklich war, machten beyde Theile geneigter zum Vergleich. Philipp kannte nun Heinrichen als einen Fürsten, gegen den es eben so schwer war, seine Vortheile zu behaupten, als neue hinzuzufügen. Ueberdem hatte er auch damals schon eine Ahnung, daß er von der Krankheit, die ihn befallen hatte, sich nicht erholen würde. Diese Aussicht stellte ihm das Unglück vor, bey seinem Tode seinen Sohn mit einem solchen Feinde, als der König von Frankreich, in einen Krieg verwickelt zu lassen. Er gab daher Calataginionnes Rathschlägen Gehör, welcher, sobald er nur Philipps Gesinnungen versichert war, nach Rom eilte, sie dem Papst zu hinterbringen. Dieser schickte ihn sogleich wieder nach Frankreich, um den Kardinal von Florenz von seinen Fortschritten Nachricht zu geben, und mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten.

Diese beiden Eminenzen erneuerten nun ihre Bemühungen bey Heinrich dem IV, und sagten ihm sehr oft, der Frieden hienge gewissermaßen nur noch von ihm ab. Der König, der seiner Seits auch von den großen und schmeichelhaften Ideen zurückgekommen war, mit welchen er sich auf das Wort der Höflinge berauscht hatte, sah sie mit Vergnügen wiederkommen, ob er sich gleich lange bitten ließ. Endlich erklärte er sich gegen sie, er würde sich dem Frieden eben nicht widersetzen, wenn die Spanier alles zurück gäben, was sie in seinem Lande besäßen. Die Legaten gaben darauf

zu verstehen, dies würde wohl zu erlangen sehn, und er erlaubte ihnen nun nach diesem Plan mit den drey Ministern, die er in Picardie gelassen hatte, und an die er sie verwies, in Unterhandlung zu treten und abzuschließen. Er selbst aber gieng nach Bretagne um seine Furlustungen nicht vergebens gemacht zu haben, und die kostbare Zeit nicht bloß mit vorläufigen Reden zuzubringen.

Es war im Anfang des März. Der König nahm seinen Weg über Angers und befahl der Armee, ihm mit kleinen Märschen zu folgen. Er erlaubte seinen Råthen auch, ihm zu folgen, wenn sie erst die nöthigen Einrichtungen würden gemacht haben, daß es weder der Armee in Bretagne noch den Truppen oder Friedenskommissarien in Picardie an etwas fehlen könnte. Da ich die unumschränkte Aufsicht darüber hatte, und nichts mich hinderte, so brachte ich alles in kurzem so weit, daß ich glaubte, ich könnte nun ohne Furcht mich zu dem König begeben. Ich erwartete ihn schon tief in Bretagne zu finden; mit desto größerer Verwunderung erfuhr ich, da ich mich Angers näherte, daß er noch nicht weiter als in dieser Stadt war. Der Herzog von Mercoeur wäre ohne Rettung verlohren gewesen, wenn ihm nicht seine Gemahlin (23) und Schwiegermutter (24) bey dieser Gelegenheit den wesentlichsten Dienst geleistet hätten. Sie suchten und erhielten durch die Marquisin von Monceaux einen Passport, um zu dem König nach Angers kommen zu dürfen. (25) Sobald sie daselbst waren, brachten sie seine Geliebte völlig auf ihre Seite. Die Herzogin von Mercoeur both ihr ihre einzige Tochter an, sie zu verheyrathen, an wen der König es für gut befände; unter der Hand aber gab sie ihr zu verstehen, daß es nur von ihr abhängen würde, diese reiche Erbin mit ihrem

ihrem Sohn Cäsar zu vermählen. (26) Diese Verbindung schmeichelte so sehr der Eitelkeit der Frau von Monceaux, daß sie von diesem Augenblick an die Sache des Herzogs von Mercoeur als ihre eigne betrachtete, und sich mit Wärme dafür verwendete, unterdeß die beyden Herzoginnen von ihrer Seite alle mögliche Demüthigungen, Versprechungen und Thränen in Bewegung setzten, welche sie fähig glaubten, einen Fürsten zu rühren, dessen Gefälligkeit und Neigung für das andre Geschlecht bekannt waren. Heinrich ließ sich erweichen, und dachte nicht mehr daran den Herzog von Mercoeur zu züchtigen.

Ich war kaum abgestiegen, so gieng ich auch gleich zu dem Könige. Bey meinem ersten Worte, und schon bloß aus meiner Mine, sah er, was ich im Kopfe hatte; er fiel mir um den Hals, drückte mit beiden Armen meinen Kopf gegen seine Brust, und rief: „Willkommen mein Freund. Wie froh bin ich, Sie hier zu sehen; ich habe Sie schon recht nöthig gehabt.“ „Sire“ antwortete ich ihm, denn es war mir unmöglich mich zu den Schonungen herab zu lassen, welche die Schmeicheley eingiebt, „und ich bin gar nicht froh, Sie noch hier zu finden.“ „Wir kennen uns nun schon so lange,“ erwiederte er, indem er mich unterbrach, „daß wir einander auch auf das halbe Wort verstehen. Ich rathe schon, was Sie mir sagen wollen, aber wenn Sie wüßten, was vorgeht, und wie weit ich die Sache schon gebracht habe, Sie würden ihre Meinung ändern.“ Ich sagte ihm, die Vortheile, von welchen er spräche, möchten noch so groß seyn, so würde er doch alle diese und noch tausendmal wichtigere erlangt haben, wenn er statt zu Angers zu bleiben, sich an der Spitze einer Armee vor Nantes gezeigt hätte. Er suchte sich durch den Man-

gel an nöthigen Geräth zur Belagerung dieser Stadt zu entschuldigen. Ich antwortete darauf, er würde dergleichen gar nicht bedurft haben, weil Nantes durch eine freywillige Ergebung ihm würde zuvorgekommen seyn, und vielleicht gar den Herzog von Mercoeur (27) ausgeliefert hätte. Es war, hauptsächlich in Ansehung des ersten, mehr als wahrscheinlich, daß die Sache würde erfolgt seyn wie ich es sagte; und der König räumte es auch ein. „Ich erkenne hier,“ sagte ich nach diesem Geständniß zu ihm, „zwar meinen tapfern König nicht; aber ich schweige, denn ich sehe wohl, was ihn zurückgehalten hat.“ Bey diesem Fürsten durfte ich die Wirkungen einer zu großen Aufrichtigkeit nicht scheuen. Er gestand mir alles mit einiger Verwirrung und gab seinem natürlichen Mitleid mit denen, die sich demüthigen, und der Furcht seine Geliebte zu beleidigen, die Schuld.

Wir unterhielten uns nachher blos noch von Neuigkeiten. Er hatte Briefe von der Königin von England erhalten, worin sie ihm schrieb, daß sie ihm einen Gesandten schicken würde, um, wie man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schloß, ihn zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen. Andre Briefe von Bellievre und Sil-lery gaben ihm Nachricht, daß die Legaten im Namen Philipps II sich erböten, alle französische Städte, die in diesem Kriege weggenommen waren, ausser Cambrai, wieder zu geben. Daß Heinrich mit Truppen nach Bretagne marschirt war, ohne deshalb die Picards zu entblößen, hatte in Spanien großes Erstaunen verursacht, und eben so große Freude am Londoner Hofe, der immer darauf bedacht war, Philipps Größe zu erniedrigen. Mein Rath war, der König möchte um Einer Stadt willen nicht den Frieden verscherzen, und

und sich begnügen, den Feind aus der Picardie und Bretagne vertrieben zu haben.

Diese letzte Provinz, die schon so lange nach Ruhe geseufzt hatte, fühlte ganz, was sie dem König schuldig war, dessen Gegenwart an der Spitze eines Heers allein ihr dieses Glück verschaffen konnte. Mercours Parthey wurde jetzt die königliche, und gegen diese beyden zusammengekommen waren die Spanier nicht im Stande sich lange zu halten. Blavet (28) und Douarzenes, die beyden Orte, wo sie sich in der größten Anzahl festgesetzt hatten, mußten nothwendig bald dem allgemeinen Schicksal folgen, und einige Tage waren hinreichend um die Provinz völlig von ihren auswärtigen Feinden zu reinigen. Sie hatte beschlossen, ihre Staaten zu versammeln, um dem König durch eine beträchtliche außerordentliche Steuer ihre Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Er befahl mir meinen Weg nach Bretagne fortzusetzen, und in der Zwischenzeit, bis er selbst dahin käme, den Truppen den Sold auszusahlen, und sie in die Kasernen in der Gegend von Rennes und Vitre zu verlegen, mit den strengsten Befehlen, die äußerste Kriegszucht zu beobachten. Als dann sollte ich nach Rennes gehen, seine Stelle in der Staatenversammlung einnehmen, die Verathschlagungen über die versprochenen Summen befördern, und zur Erhebung derselben ihnen mit den Truppen beystehen. Heinrich blieb mit Vergnügen noch ein paar Tage zu Angers, unter dem Vorwande, daß noch einiges an dem Vergleich des Herzogs von Mercœur fehlte.

Ich konnte es der Herzogin nicht verdenken, daß sie gesucht hatte gute Bedingungen zu erlangen; aber es kränkte mich so empfindlich, daß der König sich durch ihre Schmeicheleyen hatte hintergehen lassen, daß ich

von Angers würde abgereiset seyn ohne sie zu sehen, wenn er mich nicht dazu genöthigt hätte, ob ich gleich ein Verwandter dieser Dame bin, und zwar von derselben Seite, wo ich die Ehre habe mit dem königlichen Hause verwandt zu seyn, nemlich durch das Haus Luxemburg. (29)

Heinrich stellte mir vor, daß wenn auch dieser Grund und die französische Höflichkeit nicht hinreichend wären, mich zu diesem Schritte zu bewegen, so verdiente die Herzogin es doch durch ihre Gesinnungen für mich, welche selbst durch Kenntniß von den meinigen sich nicht geändert hätten. In der That wurde ich auch von ihr und der Frau von Martiques mit der größten und auszeichnendsten Achtung aufgenommen. Die Herzogin machte mir einige sanfte und verbindliche Vorwürfe, daß ich ihr und meiner Rusine, ihrer Tochter, hätte schaden wollen; denn setzte sie hinzu, sie hätte nichts so sehr gewünscht, als die Angelegenheiten ihres Gemahls mir übergeben zu können, um seinen Vergleich mit dem König zu machen, so wie ich es für gut befände. Ich antwortete ihr: sie sollte jetzt, da meine Ergebenheit gegen sie nicht mehr durch den Dienst meines Herrn gehindert würde, der mich gegen alle andre Rücksichten blind machte, erfahren, daß Niemand geneigter seyn könnte ihr zu dienen, als ich.

Denselben Abend gieng ich noch bis Chateaux Gontier, und den folgenden Tag bis Bitré. Ich sah die Nothwendigkeit einer strengen Ordnung bey den Quartieren der Soldaten zu gut ein, um etwas dabey zu versäumen. Die beyden Marischälle de Camp, Salignac und Mony waren mir dabey eine große Hülfe. Die Ruhe wurde in dieser Gegend so gut hergestellt, daß die Bauren, die sich Anfangs in die Wälder ge-
flüch-

pflichtet und daselbst so festgesetzt hatten, daß sie jeden Augenblick im Begriff waren loszuschlagen, in ihre Dörfer zurückkehrten. Die Bürger von Rennes glaubten mir einen Dank dafür schuldig zu seyn. Sie liebten mir für die Zeit meines Aufenthaltes in ihrer Stadt während der Generalstaaten sehr schöne Zimmer bey Mademoiselle de la Riviere zurecht machen. Dieses war ein geistreiches, munteres und mit der Welt bekanntes Frauenzimmer. Sie liebte das Vergnügen für sich selbst, und war darum nur desto fähiger zu dem Auftrage den sie übernommen hatte, mich alle die Annehmlichkeiten genießen zu lassen, welche man in so reichen und versfeinerten Städten als Rennes finden kann.

Wenn der Zustand eines Ministers stets so wäre, als die sechs Wochen, welche ich in dieser Stadt zubachte, so würde er in der That alle das angenehme haben, welches man ihm fälschlich zuschreibt. Meine einzige Beschäftigung war, den Versammlungen der Staaten beizuwohnen, welche mit der größten Dankbarkeit zu dem Dienste, den sie jetzt dem König erzeigen sollten, bereit waren. Sie gestanden ihm ohne Widerspruch 800,000 Thaler zu, wovon in den ersten zwey Monathen jedesmal 100,000, und dann bis zum Ende der Zahlung jeden Monath 200,000 sollten geliefert werden. Um diese Summe zu erhalten, machte man eine Auflage von 4 Thalern auf jede Pipe Wein. Die Stände wollten noch 6000 Thaler hinzufügen, um mir ein Geschenk zu machen. Ich untersuchte nicht, ob dieses eine von den Gelegenheiten wäre, wo ich es ohne Nachtheil annehmen könnte, sondern schlug es aus. Man vergrößerte diese sogenannte Großmuth gegen den König, und da auch er meiner Aufführung bey den Staaten weit mehr Lob

benlegte, als sie verdiente, so wollte er selbst mein Belohner seyn, und gab mir statt der 6000 Thaler, 10,000. Seit 26 Jahren, da ich in des Königs Diensten war, hatte ich noch nicht ein so beträchtliches Geschenk von ihm erhalten. Es entstand darüber zwischen ihm und der Provinz Bretagne eine Art von Ehrenstreit, und die letztere setzte es durch, daß diese 10,000 Thaler noch zu den 800,000 hinzugehan wurden, welche sie ihm anbot.

Da der Vergleich mit dem Herzog von Mercoeur jetzt geschlossen war, so schickte ihn der König an die Rechnungskammer zu Rennes um einregistriert zu werden. Weil aber in dem Vergleich einige geheime Artikel waren, über die man sich nicht deutlich erklärt hätte, so glaubte die Kammer sich berechtigt, ihn nicht anders als mit einigen Einschränkungen in Ansehung dieser Artikel einzutragen! Heinrich, der besser als irgend ein Fürst den Umfang der Macht der höchsten Gerichtshöfe kannte, und sich stets weit entfernt gezeigt hatte, den geringsten Eingriff darein zu thun, nahm diese Weigerung sehr übel. Er schickte mir mit den Depeschen, die ich gewöhnlich alle Tage von ihm erhielt, eine Lettre de jussion für die Rechnungskammer. Er sagte ihr darin, sie hätte nicht vergessen sollen, daß in den Vergleichen oder Handlungen, welche blos den Krieg oder die Person des Königs betreffen, der Souverain von Frankreich keinen Menschen um Rath fragt, und die Einregistrierung seiner Briefe blos als eine unnöthige Formalität verlange. Er nannte die Aufführung dieses Kollegiums Vermessenheit, und befahl ihm seinen Ungehorsam durch stille und unbedingte Unterwerfung wieder gut zu machen.

Nicht weniger Standhaftigkeit zeigte er bey einer andern Gelegenheit, welche auch die höchsten Gerichtshöfe

hölse betraf. Sie verlangten sogleich nur die Hälfte des Geldes, wozu sie von den Staaten taxirt worden waren, zu geben, und den Rest ihres Beytrages in bequemen und entfernten Terminen zu bezahlen. Dieselben Schwürigkeiten machten sie wegen ihres Antheils an den zum Unterhalt der Truppen, die sie doch selbst verlangt hatten, nöthigen Beysteuern. Heinrich merkte leicht, daß sie blos diesen Kunstgriff gebrauchten, um gar nichts mehr zu geben, sobald er die Provinz verlassen haben würde. Er ließ mich daher wissen, er wollte, daß sie das ihrige auch ganz beytragen sollten; und dies mußte auch geschehen. Sie hörten auf über die Bezahlung der Truppen zu murren, so bald sie eingesehen hatten, daß die Ruhe der Provinz von der Wichtigkeit dieser Zahlung abhieng, und waren nachher die Ersten, die mein Verfahren billigten.

Ich erhielt diese Befehle von Nantes, wohin der König nach der Schließung des Vergleichs mit dem Herzog von Mercoeur gegangen war, um sich mit zwey wichtigen Sachen zu beschäftigen, dem Edikt für die Reformirten, und der Aufnahme der Englischen und Holländischen Gesandten. Er hielt seine Gegenwart in der Picardie für nothwendig um den Frieden zu Stande zu bringen, wozu die Unterhandlungen mit gleichem Erfolg fortgesetzt wurden; er dachte daher von Nantes dahin zu gehen, ohne erst nach Rennes zu kommen, welches ihm unnöthig schien, und er hatte schon Befehl gegeben, daß die fünf Regimenter Navarra, Piemont, Isle de France, Bonisface und Bréauté, die er aus Bretagne zog, um die Flandrische Grenze durch sie zu verstärken, dahin vorausgehen sollten. Er theilte mir diesen Plan mit, und ich stellte ihm in Ansehung dieser Regimenter vor, daß, da der Anschein des Friedens zur Gewißheit geworden sey, er darauf denken

möchte, einen Theil der Soldaten zu verabschieden, und die Anzahl seiner Besatzungen, die dem Lande gar zu sehr zur Last fielen, zu vermindern; zwey von den fünf Regimentern würden daher für die Picardie hinreichend seyn. Er schickte auch blos die beyden ersten unter dem Marschall von Brissac dahin. Ich bestand zugleich auf der Nothwendigkeit, daß er sich in der Hauptstadt von Bretagne wenigstens zeigen müßte. Dieses bewog ihn, seinen Plan zu ändern, und auf einige Tage dahin zu gehen, ehe er nach Paris zurückkehren würde. Zu dem Ende suchte er die beyden Angelegenheiten, die ihn zu Nantes aufhielten, sobald als möglich abzuhandeln.

Es war mehr als jemals nothwendig geworden, die, welche die Protestanten betraf, in Ordnung zu bringen. Ihr kleiner Staat nahm sich in Frankreich solche Freyheiten heraus, daß der König selbst vor ihrem Ungestüm und ihrer Bosheit nicht immer sicher war. Seine Vorstellungen an die Urheber des Komplots, von dem ich geredet habe, schienen, anstatt sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen, nur im Gegentheil das zu gedient zu haben, sie zu bewegen, daß sie das äußerste anwendeten, um auf ihren verschiednen Synoden die ganze protestantische Partey zu den gewaltsamsten Entschlüssen zu bewegen. Die Frau von Rohan hatte es nicht unter ihrer Würde gehalten, sich bey Allen die größte Mühe zu geben, um es dahin zu bringen, daß man durch die Mehrheit der Stimmen beschlösse, den König zur Annehmung der Bedingungen, die man ihm vorschreiben wollte, zu zwingen. Hierin hatte ihr d'Aubigné, der wegen seiner verläumderischen und satyrischen Zunge bekannt ist, treulich beygestanden. (30) Er war es, der in diesen Versammlungen gewagt hatte zu behaupten, man müsse weiter kein Ver-
trauen

trauen auf einen Fürsten setzen, der mit seiner Religion alles Gefühl von Zuneigung, guten Willen oder Dankbarkeit gegen die Calvinisten abgeschworen hätte. Nur die Nothwendigkeit zwänge ihn noch, sich an sie zu wenden und sie zu schonen; nachher aber würde er sich wohl hüten, noch etwas für ihre Gewissen, ihr Leben und ihre Freiheit zu thun. Der Frieden, den man im Begriff wäre mit Spanien zu schließen, würde ihrer ganzen Partey das äußerste Elend zuziehen, weil Heinrich ihn bloß in der Absicht machte, sich nachher mit dieser Krone und mit dem Pabst zu vereinigen, um die Reformirten ihrer gemeinschaftlichen Rache aufzuopfern. Es bliebe ihnen also nichts übrig, als sich des Königs Verlegenheit während einer beschwerlichen Belagerung, seinen Geldmangel, den Zeitpunkt, wo er ihrer noch bedürfe, und die Gewalt, die der Herzog von Mercoeur noch in Bretagne hätte, zu Nuzen zu machen, um das mit Gewalt zu erlangen, was Heinrich sonst in der Folge sich weigern würde, ihnen zuzugestehen.

Um diese Versammlungen noch mehr zu empören erlaubte man sich die schwärzesten Verläumdungen. D'Aubigné schämte sich nicht, Heinrich als einen Fürsten vorzustellen, dem alle Religionen gleichgültig wären, und der nur die mit Eifer liebte, welche ihm einen Thron versicherte; (31) diesen Begriff, wollte er, sollte man sich von des Königs Abschöpfung machen. Nach seiner Meinung zeigten die vorgeblichen Beleidigungen, die den Protestanten widerfahren wären, deutlich das neue Staatssystem, welches Heinrich sich gemacht hätte. Diese Beleidigungen waren ein weites Feld für ihn. Die geringste nannte er Schmach, unerhörte Treulosigkeit; und alles, was bloß von der Partey der Katholiken oder von dem Römischen Hofe kam, wurde höchst unbillig dem Kö-

nig zur Last gelegt. Der Herzog von Bouillon überließ andern das Reden, und unterstützte D'Aubigné durch seine Geschicklichkeit, Zwietracht zwischen Heinrich und allen die um ihn waren, Protestanten und Katholiken, zu säen, und ihm Handel genug zuzuziehen, damit er sich noch lange nicht gegen ihn wenden könnte. Die Eroberung von Mende in Gévaudan, welches Fosseuse wegnahm, und die Ausflucht des Grafen von Auvergne waren Folgen seiner Anschläge.

Alle diese Personen vergaßen sich nicht bey den holländischen und englischen Gesandten, sobald sie sie in Nantes sahen. Sie rechneten desto sicherer darauf, sie in ihre Absichten zu verflechten, weil sie wußten, daß es den Bottschaftern besonders empfohlen war, den Frieden mit Spanien zu verhindern. Milord Cecil, (32) der Sekretair der Königin Elisabeth, und Justin von Nassau, der Admiral der Republik, waren die Gesandten. Sie baten den König um eine Audienz, wo sie ganz allein oder nur in meiner und Lomenie's Gegenwart mit Seiner Majestät sich unterhalten könnten. Ich konnte nicht dabey seyn, weil ich zu Rennes beschäftigt war.

Hätten die beyden Gesandten den Reformirten gefolgt, so würden sie nur gesucht haben, dem König Furcht einzuprägen, und ihn durch Drohungen zu nöthigen, ihre Absichten zu erfüllen. Aber vielleicht war dieses nicht in ihrer Macht, vielleicht auch hatten sie die Ungerechtigkeit der Protestanten eingesehen, und hielten es unter ihrer eignen Würde, Werkzeuge der Leidenschaft derselben zu seyn; genug, sie sagten dem König nichts von dem, was diese ihnen eingegeben hatten. Sie hätten übrigens Anerbietungen zu thun, die weit mehr fähig gewesen wären, einen Fürsten zu verfüh-

föhren, dessen Neigung zum Kriege man kannte. Der Englische Gesandte bot ihm im Namen seiner Königin 6000 Mann Infanterie und 500 zu Pferde an, welche pünktlich unterhalten und besoldet werden sollten; Nassau versprach ihm 4000 Mann zu Fuß, und eine zahlreiche Artillerie mit allem versehen und völlig bedient. Außerdem sollte noch eine besondrer Hülfe geleistet werden, und man gab zu verstehen, daß sie beträchtlich seyn würde, wenn Heinrich sich bemühen wollte, Calais und Ardres wegzunehmen. Im Fall er durch diese Bedingungen gereizt würde, hatten beyde Gesandten Befehl, auf der Stelle ein Bündniß zwischen England, Holland und Frankreich gegen Spanien zu schließen, und dabey die Bedingung nicht zu vergessen, daß nie die eine der drey Mächte irgend einen Stillstand oder Vertrag mit dem gemeinschaftlichen Feinde anders, als mit Einwilligung der beyden andern sollte eingehen können.

Zum Glück entgieng der König dieser Schlinge; die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes seines Reichs zog alle andern bey ihm nieder. Er dankte den Gesandten auf die verbindlichste Art, und versicherte sie, daß, wenn er gleich die Anerbietungen ihrer Souveraine nicht annähme, er doch von der Freundschaft nicht abweichen würde, die sie seit so langer Zeit mit ihm verbände. Der Frieden, den er im Begriff wäre mit Spanien zu schließen, denn er verbarg ihnen nicht, wie er mit Philipp II stünde, würde ihn nicht hindern, in demselben Verhältnisse, wie ehemals mit ihnen zu bleiben, und in ihren Bedürfnissen ihnen dieselbe Unterstützung an Gelde zu geben; nur mit der einzigen Vorsicht, daß diese Darlehne als bezahlte Schulden angegeben würden, um den Spaniern keine Ursache zum Friedensbruch zu geben.

Er

Er erklärte ihnen dann mit derselben Aufrichtigkeit alle die Gründe, die ihn bewögen, den Frieden zu schließen. Sein Reich, sagte er ihnen, sey nicht so wie Holland oder England durch natürliche Schranken gegen die Anfälle seiner Nachbarn gesichert, sondern von allen Seiten offen; seine Festungen ohne Wälle und ohne Vorräthe; seine Seemacht schwach, seine Provinzen verheert und selbst zum Theil zur Wüste geworden. Er gieng dann zu einer genaueren Beschreibung der Mißbräuche und des Unglücks der Staatsverwaltung über. Die Ungezähmtheit der Bürgerkriege, mit den auswärtigen Kriegen verbunden, hatte alle Subordination aufgehoben. Seine eigne Macht war noch ungewiß und schwankend, und für das königliche Ansehen hatte man eben so wenig Ehrerbietung, als für die heiligsten Gesetze des Staats. Wenn man zu lange wartete gegen diese Uebel das Mittel anzuwenden, welches der Frieden allein gewähren könnte; so thäte Frankreich vielleicht die letzten Schritte zu seinem Untergang, ohne daß nachher eine menschliche Hilfe im Stande wäre einen Schaden aufzuhalten, welches schon das Herz angegriffen hätte. Er vergaß nicht jeden dieser Gründe dadurch zu verstärken, daß er bey allen diesen Betrachtungen eine Vergleichung seiner gegenwärtigen Lage mit der von Holland und England anstellte, deren Ruhe und Vortheil sich eben sowohl mit einem Kriege vertrugen, auf welchen ihre größte Sicherheit beruhete. Heinrich stellte diesen Vergleich mit so vieler Genauigkeit und Urtheil an, und zeigte dabey eine so vollkommne Kenntniß der Angelegenheiten dieser Staaten, die seinen Vortrag so einleuchtend machte, daß die beyden Fremden nichts darauf zu antworten wußten, und sich mit äußerstem Erstaunen einander ansahen. Er gab ihnen zu verstehen, er würde jetzt die Wiederherstellung der Angelegenheiten seines

Zan.

Landes seine einzige Sorge seyn lassen, um nachher mit desto mehr Hoffnung eines guten Erfolgs seine ersten Entwürfe gegen das deutsche Reich und das Haus Oestreich wieder vorzunehmen. Beyde Vorhaben aber ließen sich nicht zu gleicher Zeit ausführen. Die Gesandten glaubten, wenigstens zum Schein seinen Entschluß bestreiten zu müssen; aber dies geschah nur so schwach, weil sie seine Wahrheiten gefühlt hatten, daß er sie noch in derselben Unterredung zur Annehmung seiner Gesinnungen und zu dem Geständniß brachte: der Frieden, den er schloffe, sey ein Glück für ganz Europa. Sie giengen gleich darauf wieder zu Schiffe, und erfüllten die fremden Länder mit der vortheilhaften Meinung, die sie von der Weisheit und Fähigkeit des Königs von Frankreich gefaßt hatten.

In der That aber, was für eine Fluth von Elend würde er seinem Lande nicht zugezogen haben, wenn er mehr dem Verdruß und der Rache als dem Rath der Vernunft Gehör gegeben, und den Krieg wieder angefangen hätte, da es in seiner Macht war, ihn zu ersticken? Wie schrecklich ist das Bild, daß sich dem Geist darstellt, wenn man denkt, daß das Schicksal, welches die Zufälle des Krieges lenkt, ihn für Frankreich hätte unglücklich können ausschlagen lassen? Gesetzt aber auch, er wäre sehr glücklich geführt worden; läßt sich was traurigers denken, als die Glücksfälle, die ein Fürst durch die Veräußerung seiner Domänen, durch Vorausnehmen und Verpfänden seiner Einkünfte, durch den Untergang seines Handels, durch die Abnahme des Ackerbaues und der Viehzucht, der beyden Brüste, die Frankreich säugen, und durch Erschöpfung und Verwüstung seiner Provinzen erkaufte? Was kann man dagegen in die andre Schale legen? Eroberungen deren gezwungner Besitz mit jedem Augenblicke die Besorg-

Beforgnisse erneuert, und die gleichsam so viele verhaßte Denkmäler bleiben, welche den Feind an die Ehrsucht und die Beleidigungen des Siegers erinnern, ein Keim des Meides, des Mißtrauens und des Hasses werden, und den Staat von neuem in all das Elend zurück stürzen, das er in seinem Innersten noch nicht verwunden hat. Aus dieser Ursache getraue ich mich zu behaupten, daß es in dem jetzigen Zustande von Europa, für einen Fürsten fast gleich gefährlich ist, in seinen Unternehmungen glücklich zu seyn, oder zu scheitern; und daß das wahre Mittel einen mächtigen Nachbar zu schwächen, nicht darinn besteht, sich mit seinem Raube zu beladen, sondern — andre sich darinn theilen zu lassen.

Die ganze Aufgeblasenheit der protestantischen Kabale fiel, sobald sie sahen, daß die Gesandten, auf die sie so sehr rechneten, die Gefinnungen des Königs angenommen hatten. Sie urtheilten, daß der Frieden bald auf diese Begebenheit folgen würde, und dachten nun nur darauf, wie sie selbst, auf anständige Bedingungen, sich diese allgemeine Wohlthat zu Nuke machen wollten. Es war ihr Glück, daß sie in einem Augenblick, wo man sie sehr gut für ihr ungeziemendes Betragen hätte züchtigen können, mit einem Fürsten zu thun hatten, bey dem die Vernunft stets Meisterin seiner Empfindlichkeit blieb. Man arbeitete nun von beyden Seiten an der Entwerfung dieses berühmten Vergleichs, welchen man das Edict von Nantes nennt, und wodurch die Rechte beyder Religionen in der Folge eben so dauerhaft gegründet als deutlich erklärt werden sollten. Schomberg, der Präsident de Thou, Jeannin und Calignon bekamen den Auftrag, es aufzusetzen. Ich werde weiter nichts davon sagen, als daß die französischen Calvinisten, welche bisher nur durch

durch Stillstände, welche aufgehoben oder verlängert wurden, bestanden hatten, durch dieses Edict endlich einen festen und dauerhaften Zustand erhielten. (33) Es war nun noch übrig, diesen Vergleich durch die Parlämenter und höchsten Gerichtshöfe, und zwar zuerst durch die Pariser bestätigen und aufnehmen zu lassen; dieses verschob der König bis nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt.

Heinrich glaubte nun, da er mit der strengsten Genauigkeit alles gethan hatte, was er den Protestanten schuldig war, nicht mehr nöthig zu haben, die unruhigen Köpfe unter denselben zu schonen, (34), und vorzüglich dem Herzog von Bouillon, der sich am meisten vorzuwerfen hatte. Er nahm sich vor, einmal als Herr mit ihm zu reden. Jetzt hatte er sich das Recht dazu erworben, wenn er es auch als König nicht schon besessen hätte; und es sollte zu Rennes geschehen, wohin er unverzüglich abreisete. Der Herzog wohnte in dieser Stadt bey l'Alloué, wo er wegen seiner Gicht das Bett nicht verlassen konnte. Heinrich gieng zu ihm, als wollte er ihm einen Besuch machen. Nach der ersten Bewillkommung aber ließ er Jedermann aus dem Zimmer des Kranken hinausgehen, und sagte ihm, er möchte, ohne ihn zu unterbrechen, alles anhören, was er mit ihm zu reden hätte. Zuerst rechnete er ihm alle seine einzelnen Unternehmungen her, um zu zeigen, daß ihm keine einzige derselben unbekannt wäre. Er hielt sich hauptsächlich bey einigen Schritten des Herzogs auf, die um so strafbarer waren, da er sie nach dem Edict von Nantes gethan hatte, welches ihm doch jeden Gedanken, sich gegen einen Fürsten aufzulehnen, der so großmüthig zu seiner Befriedigung beynrug, hätte verbieten sollen. Der Herzog wollte das Wort nehmen, um sich zu entschuldigen, aber Heinrich un-

terbrach ihn kurz, indem er ihm sagte, von diesem Augenblick an wäre ohne weitere Rechtfertigung alles Geschehene vergessen; nachdem er alles, was die schwärzeste Bosheit seinen Feinden habe eingeben können, verziehen hätte, sey er weit entfernt, einen alten Diener, mit dem er lange zufrieden gewesen wäre, von seiner Gnade auszuschließen. Dann aber nahm er den Ton des Ansehns an, der ihm um so besser anstand, je weniger er ihn gebrauchte, und warnte den Herzog, er möchte den Rath, den er als sein Freund ihm noch geben wollte, nützen, und sich seiner vorigen Aufführung nicht anders erinnern, als um in Zukunft eine ganz entgegengesetzte anzunehmen. Wenn es ihm noch einmal begegnete, daß er sich hinreißen ließe, die Ehrfurcht gegen seinen König und seinen Herrn aus den Augen zu setzen, so sey Er entschlossen, alle die Gewalt, welche ihm die hergestellte Ruhe seines Königreichs gewährte, anzuwenden, um ihn dafür zu bestrafen. Mit diesen Worten gieng er hinaus, ohne die Antwort des Herzogs hören zu wollen, und überließ ihn seinem Nachdenken.

Die Bretagner waren über die Freundlichkeit ihres Königs, und über die Gefälligkeit entzückt, mit der er an allen den Festen theilnahm, womit die Damen sich um die Wette bemühten, ihn zu erfreuen. Er theilte seine Zeit zwischen diese Gesellschaften der Damen, das Ringelrennen, die Ballets und das Ballspiel, ohne deshalb in seiner Aufmerksamkeit gegen die Frau von Monceux etwas nachzulassen, welche schon in ihrer Schwangerschaft sehr weit gekommen war.

Mitten zwischen allen diesen Lustbarkeiten schien er mir doch in gewissen Augenblicken so tiefsinnig, daß ich leicht einsah, er müsse durch irgend eine geheime

Em.

Empfindung, der er sich überließe, beunruhigt werden. Ich wurde in meiner Meinung bestärkt, als Heinrich, der zuweilen auch sich mit der Jagd belustigte, mir zweymal befohl ihn zu begleiten, weil er mit mir insgeheim reden wollte; — aber er sprach von nichts, als die Gelegenheit da war. Es fiel mir ein, daß eben dieses zu Saint-Germain und zu Angers geschehen sey, und ich schloß daraus, es müsse von irgend einer Absicht die Rede seyn, über welche es ihm schwer würde, sich gegen mich zu erklären, weil er wußte, mit welcher Freymüthigkeit ich zuweilen seine Meinung zu bestreiten wagte. Aber es war mir unmöglich, diese Absicht zu errathen. Nach jenem Besuch bey dem Herzog von Bouillon sah der König, als er die Treppe herunter kam, mich in den Hof treten. Er rief mich, ließ sich den großen und schönen Garten aufschließen, und führte mich hinein, indem er mich bey der Hand hielt und seine Finger mit den meinigen verschlungen hatte, wie es seine Gewohnheit war. Hinter uns ließ er die Thür wieder verschließen, und befohl, daß niemand hinein gelassen werden sollte.

Dieser Anfang ließ mich eine große Entdeckung erwarten, aber er kam nicht gleich dahin. Er fing, um sich selbst erst zu fassen, damit an, daß er mir erzählte, was zwischen ihm und dem Herzog von Bouillon so eben vorgegangen war. Dann kam er auf Nachrichten von den Unterhandlungen zu Bervins, und der Faden des Gesprächs führte ihn unvermerkt auf die Vortheile, welche eine ruhige Staatsverwaltung dem Lande verschaffen würde. Ein einziger Umstand, sagte er, mache ihm Sorgen, daß er keine Kinder von der Königin hätte, und also vergebens sich so viel Mühe gäbe Frankreich zu beruhigen, denn nach seinem Tode würde der Streit um die Krone, zwischen den Prinzen von Condé und den übrigen Prinzen vom Geblüt

unfehlbar alles vergangne Elend erneuern. Er gestand mir, daß es aus dieser Ursach sein heißester Wunsch wäre, Söhne zu haben. Ohne die Trennung seiner Heyrath mit Margareth von Valois, war diese Beruhigung ihm auf immer versagt. Seine Abgeordneten zu Rom, der Erzbischof von Urbino, und die Herren du Pernon, d'Ossat und Marguemon, hatten ihm indessen geschrieben, sie fänden den Pabst über diesen Punkt so nachgebend, daß er große Hoffnungen schöpfte, es durchzusetzen. Clemens VIII war ein so guter Staatsmann, als irgend ein Fürst in Europa. Um Frankreich und die übrigen Reiche der Christenheit vor einem Rückfall in die Verwirrung zu bewahren, der sie kaum erst entgangen waren, sah er kein besseres Mittel, als die Thronfolge in Frankreich zu sichern, indem er den König berechnete eine neue Heyrath zu schließen, aus welcher er männliche Erben haben könnte.

Unsre Unterredung blieb an diesem Gegenstande hängen, und ich merkte nun wohl, daß dies der Punkt war, der Heinrichs Unruhe erregte, aber dennoch wußte ich den wahren Grund derselben noch nicht. Er fieng an mit mir zu überlegen, auf welche Prinzessin von Europa er wohl seine Augen richten könnte, um sie zu seiner Gemahlinn zu wählen, im Fall seine jetzige Ehe getrennt würde. Aber die Wahrheit zu sagen schickte er erst eine Erklärung voraus, durch welche die ganze Untersuchung ziemlich unnütz wurde. Um nicht einen so gewagten Handel, als diesen, nachher bereuen zu müssen, sagte er, und um sich nicht in das Unglück zu stürzen, welches das größte von allen wäre, eine an Körper und Geist ungestalte Frau zu haben, verlangte er bey der, die er wählen würde, sieben Eigenschaften. Sie sollte schön, von der besten Aufführung, sanft, flug, fruchtbar, reich und von königlicher Abkunft seyn. Natürlich fand er in ganz Europa keine, welche ihm
völlig

völlig genug gethan hätte. „Ich wollte schon,“ setzte er nachher, sehr wenig mit den eben geäußerten Grund-
 sätzen übereinstimmend, hinzu, „ich wollte schon mit
 „der Infantin von Spanien zufrieden seyn, so alt sie
 „auch ist, wenn ich mit ihr die Niederlande erhebra-
 „then könnte, sollte es auch nur seyn, um Ihnen die
 „Grafschaft Bethune zu geben. Ich würde auch die
 „Prinzessin Reibelle (35) von England nicht ausschla-
 „gen, da man sagt, daß diese Krone ihr zukömmt,
 „wenn sie nur wenigstens zur muthmaßlichen Erbin er-
 „klärt wäre. Aber es läßt sich so wenig auf das Eine
 „als auf das Andre rechnen. Außerdem habe ich auch
 „von verschiednen Prinzessinnen in Deutschland gehört,
 „deren Namen mir entfallen sind; aber die Weiber aus
 „diesem Lande sind gar nicht nach meinem Geschmack.
 „Ich würde mir immer einbilden, ein Faß Wein lä-
 „ge an meiner Seite; auch habe ich gehört, daß einst
 „in Frankreich eine Königin von dieser Nation gewes-
 „sen ist, die das Land beynahe zu Grunde gerichtet
 „hätte; das alles erregt mir einen Widerwillen gegen
 „die Deutschen. Man hat mir die Schwestern des
 „Prinzen Moriz genannt; aber sie sind alle Hugenot-
 „ten, und das würde den Römischen Hof mißtrauisch
 „machen. Außerdem läuft auch ein gewisses Gerücht
 „unter den Katholiken, daß sie geistliches Blut in ih-
 „ren Adern haben sollen, und das und noch ein Um-
 „stand, den ich Ihnen ein andermal sagen will, schreckt
 „mich ab. Der Herzog von Florenz hat noch eine
 „Nichte, und man sagt, sie soll schön genug seyn;
 „aber sie ist aus einem der geringsten Häuser der Chri-
 „stenheit, die den Fürstentitel führen. Vor 60 bis
 „80 Jahren gehörten ihre Vorfahren nur noch bloß unter
 „die angesehensten Bürger ihrer Stadt. Und dann
 „ist sie von demselben Geschlecht als die Königin Mut-

„ter, die ganz Frankreich, und mir besonders so viel
„böses gethan hat.

„Das sind, fuhr er fort, da er sah, daß ich ihm
„aufmerksam zuhörte, das sind alle die fremden Prin-
„zessinnen, von denen ich etwas weiß. Unter den ein-
„heimischen hier in Frankreich, wäre meine Nichte Gui-
„se (36) eine von denen, die mir an besten gefallen
„würden; ungeachtet des Veredes, daß einige böshafte
„Zungen von ihr ausgesprengt haben: sie sey den zie-
„besbriefchen nicht gram; denn vors erste halte ich das
„für Verläumdung, und nachher möchte ich immer
„lieber eine Frau haben, die ein wenig galant wäre,
„als eine, die einen Starrkopf hätte. Aber ich fürch-
„te, die zu große Vorliebe, die sie für ihr Haus, und
„besonders für ihre Brüder zeigt.“ Er ließ nun, eben
so vergebens, die andern Prinzessinnen die Musterung
passiren. Einige fand er schön, groß, gut gewachsen,
als die älteste der beyden Töchter des Herzogs von
Mayenne, ob sie gleich ein wenig schwarz wäre, die
beyden Numale und die drey Longueville; — aber diese
waren entweder zu jung, oder sie gefielen ihm nicht: —
die Tochter der Prinzessin von Conti aus dem Hause
Lucé, die Fräuleins von Luxemburg und von Gueme-
né; — aber die eine war reformirt, die andre nicht alt
genug, und die übrigen nicht nach seinem Geschmack.
Mit einem Worte, er fand bey einer jeden besondre Ursa-
chen, sie auszuschließen, und er endigte die Musterung
damit, daß er sagte, so vollkommen ihm auch alle die-
se Mädchen vorkämen, so könnte er doch nicht versichert
seyn, daß er Söhne mit ihnen zeugen, und mit ihrer
Laune oder ihrem Geist sich vertragen würde. Ohne
diese drey Bedingungen, von den sieben, die er zu-
erst gemacht hätte, würde er sich aber nie zu einer neuen
Verbindung entschließen; denn er nähme eine Frau in
der

der Absicht, daß sie seine häuslichen Sorgen mit ihm theilen sollte, und da er nach dem Lauf der Natur wahrscheinlich vor ihr sterben, und vielleicht seine Kinder noch sehr jung hinterlassen würde, so wäre es nothwendig, daß sie diese erziehen und den Staat während einer Minderjährigkeit regieren könnte.

„Aber wie!“ sagte ich endlich, müde, länger über den Zweck einer Rede nachzusinnen, wo er zu gleicher Zeit zu wollen und nicht zu wollen schien, „Was meinen Sie eigentlich, Eure, mit allen diesen für und wider? Und was kann ich daraus für einen Schluß ziehen, als daß Sie sehr wünschen, sich wieder zu vermählen, und doch auf der ganzen Erde kein Frauenzimmer finden können, das sich für Sie schickt? Nach der Art, wie Sie von der Infantin Clara Eugenia reden, scheint es, Sie hätten am liebsten eine reiche Erbin. Aber erwarten Sie denn, daß der Himmel, die Margarethen von Flandern, die Marien von Burgund wieder auferwecken, oder wenigstens die Königin Elisabeth wieder verjüngen soll?“ Was die Proben anbeträfe, die er verlangte, setzte ich lachend hinzu, so wüßte ich keinen andern Rath, als daß er alle die schönsten Mädchen von ganz Frankreich, von 17 bis 25 Jahren zusammenkommen ließe, um durch besondere Unterhaltungen die Art ihres Herzens und ihres Geistes zu erforschen. Wegen des übrigen müsse man sich auf den Bericht erfahrener Matronen verlassen, zu denen man in ähnlichen Fällen seine Zuflucht zu nehmen pflegte. Nach meiner Meinung indessen, fuhr ich ernsthafter fort, könnte er sogleich die großen Reichthümer und die königliche Geburt von seinen Forderungen nachlassen. Es sey genug, wenn seine Gemahlin liebenswürdig wäre, und ihm wohlgebildete Kinder geben könnte. Ueber diesen Punkt aber müsse man

sich mit dem bloßen Anschein begnügen, und sich erinnern, daß viel schöne Frauen unfruchtbar, und viel berühmte Väter in ihren Kindern unglücklich wären. Uebrigens aber, die Seinigen möchten seyn, wie sie wollten, so würde das Blut, aus dem sie entsprossen wären, sie stets zum Gegenstande der Ehrfurcht und des Gehorsams der Franzosen machen.

„Nun gut,“ unterbrach mich der König, „wir wollen einmal Ihren Vorschlag wegen der Versammlung von Mädchen, die doch nur was zu lachen geben würde, und Ihre schönen Herren, (37) die so übel gerathne Kinder haben, bey Seite setzen, denn ich hoffe die meinigen sollen besser seyn als ich, weil Sie mir doch zugeben, daß meine Frau gefällig, hübsch, und von einer Gestalt seyn soll, die Erben hoffen läßt: aber nun denken Sie einmal bey sich selbst nach, ob Sie nicht irgend Eine kennen, bey der dies alles zusammentrifft.“ Ich antwortete, über eine Wahl, die so viele Ueberlegung erforderte, und über die ich noch gar nicht gedacht hätte, könnte ich so schnell nicht entscheiden. „Und was würden Sie sagen, erwiederte Heinrich, wenn ich Ihnen Eine nannte, von der ich in Ansehung dieser drey Punkte genaue Kenntniß hätte?“ — Ich würde sagen, Sire, antwortete ich ganz natürlich, daß Sie mit ihr in größerer Vertraulichkeit gestanden haben müssen, als ich, und daß es nur eine Wittwe seyn kann; denn über den Artikel der Kinder kann sonst nichts überzeugend seyn. „Sie mag seyn was Sie wollen,“ fiel er mir ein, „aber wenn Sie nicht rathe können, so muß ich sie nennen.“ Nennen Sie sie immer, sagte ich, denn ich gestehe, daß ich nicht fein genug dazu bin. „O über den feinen Vogel! rief der König; wenn Sie wollten, Sie würden sie schon nennen. Sie machen nur so den
„Un-

„Unwissenden, um mich zu nöthigen, daß ich es thue.
 „Müssen Sie nicht eingestehen, daß diese bey Bedin-
 „gungen bey meiner Geliebten zusammen treffen? —
 „Nicht daß ich damit sagen wollte, fuhr er über seine
 „eigne Schwachheit beschämt, fort, daß ich den Ge-
 „danken hätte, sie zu heyrathen; sondern nur um zu
 „hören, was Sie dazu sagen würden, wenn ich mir,
 „in Ermangelung einer andern, es eines Tages in den
 „Kopf kommen ließe.

Es war ungeachtet dieser schwachen Vorsicht leicht
 zu sehen, daß er den Gedanken nur zu oft schon gehabt
 hatte, und nur zu sehr zu dieser unwürdigen Heyrath
 geneigt war, für die er mit allen seinen Worten um
 Gnade zu bitten schien. Mein Erstaunen war so groß,
 als man es denken kann, aber ich glaubte es sorgfältig
 verbergen zu müssen. Ich stellte mich, als fände ich
 in Heinrichs letzten Worten einen Scherz, der gar nicht
 darinn war, und nahm daher Gelegenheit, durch ei-
 ne auch blos scherzhafte Antwort ihn über diesen seltsa-
 men Einfall zu beschämen. Aber meine Verstellung
 gerieth nicht. Der König war nicht gesonnen es dabey
 bewenden zu lassen, nachdem er sich einmal den Zwang
 angethan hatte, ein so saures Geständniß abzulegen.
 „Ich befehle Ihnen“ sagte er, „frey mit mir zu reden.
 „Sie haben das Recht erlangt, mir Wahrheiten zu
 „sagen. Fürchten Sie nicht, daß ich mich erzürnen
 „werde, so lange es nur unter vier Augen geschieht.
 „Vor der Welt würde ich es sehr übel nehmen.“

Ich antwortete, ich würde nie so unbesonnen
 seyn, ihm weder insgeheim noch öffentlich etwas zu
 sagen, das ihm misfallen könnte, den Fall allein aus-
 genommen, wenn es sein Leben oder das Wohl des
 Staats beträfe. Dann aber zeigte ich ihm die Schan-

de, womit eine unanständige Verbindung ihn in den Augen der ganzen Welt bedecken, und die Vorwürfe, welche er einst sich selbst machen würde, wenn die Flamme der Leidenschaft erloschen wäre und er nun ruhiger über diesen Schritt urtheilte. Wenn er sich bloß zu diesem Mittel entschloße, um Frankreich vor dem Unglück einer ungewissen Nachfolge zu bewahren, so möchte er bedenken, daß er es dadurch gerade allen den Uebeln, die er vermeiden wollte, und noch weit größeren aussetzte. Er könnte zwar die Kinder, die er mit der Frau von Liancourt gehabt hätte, legitimiren, aber er würde doch dadurch nicht hindern, daß der älteste, der unstreitig die Frucht eines doppelten Ehebruchs wäre, aus diesem Grunde dem zweiten würde nachstehen müssen, dem nur der Flecken eines einfachen Ehebruchs anklebte. Beide aber würden geringer geachtet werden, als die Kinder, die er nachher mit seiner Geliebten zeugen würde, wenn sie seine Gemahlin geworden wäre. Die Unmöglichkeit, jemals den gegenseitigen Stand dieser Kinder genau bestimmen zu können, würde eine unerschöpfliche Quelle von Streit und Krieg werden. „Ich überlasse dies alles Ihrer Ueberlegung, Sire,“ fuhr ich fort, „ehe ich Ihnen noch mehr darüber sage.“ „Das ist auch am besten,“ antwortete er, durch einen einzigen Blick auf das, was ich ihm vorgestellt hatte, betroffen, „denn wahrhaftig, für das erste mal haben Sie mir genug gesagt.“ Aber wie weit geht nicht die Tyranney einer blinden Leidenschaft! Wider seinen eignen Willen kam er in demselben Augenblick wieder so weit zurück, mich zu fragen, ob, so wie mir die Gesinnungen der Franzosen und besonders der Großen bekannt wären, ich wohl glaubte, daß er bey seinen Lebzeiten eine Empörung von ihnen zu befürchten hätte, wenn er seine Geliebte heyrathete?

Diese

Diese Frage überzeugte mich vollends, daß Heinrich ein gefährlicher Kranker wäre, und als einen solchen behandelte ich ihn. Ich ließ mich in Erklärungen ein, die ich dem Leser ersparen will; auch wird er sich leicht vorstellen können, was ich bey dieser Gelegenheit sagte, und überhaupt bin ich darüber fast schon zu umständlich gewesen. — Wir blieben beynabe drey Stunden mit einander eingeschlossen, und ich hatte den Trost, als wir uns trennten, ihn von allem dem, was ich ihm vorgestellt hatte, überzeugt zu sehen.

Es war nicht leicht, Bände zu zerreißen, die zu stark geworden waren. Heinrich war so weit noch nicht gekommen, und es kostete ihn vorher noch fürchterliche innere Kämpfe (38). Alles, was er in dem gegenwärtigen Augenblick fähig war zu thun, bestand darin, daß er es so lange verschob einen letzten Entschluß zu fassen, bis die so mühsam gesuchte Erlaubniß des Papstes angekommen seyn würde; und bis dahin über alle seine Gesinnungen das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Er versprach mir von den Meinungen seiner Geliebten nichts zu entdecken, um sie nicht zu meiner Feindin zu machen. „Sie ist Ihnen gut,“ sagte er, und schätzte Sie noch mehr; aber es bleibt „ihr immer einiges Mißtrauen, daß Sie bey dem,“ „was ich zu ihrem und ihrer Kinder Vortheil,“ „thun möchte, ihr nicht günstig sind. Sie sagt,“ „mir oft, wenn man hörte, wie Sie immer nur von,“ „dem Staat und meinem Ruhm redeten, so schiene,“ „es, daß Sie den ersten meiner Person, und den letzten meiner Zufriedenheit vorzögen.“ Ich antwortete, daß ich in gewisser Rücksicht dieses nicht läugnete. Der Staat und der Souverain dürften nicht aus zwey verschiedenen Gesichtspunkten angesehen werden. „Bedenken Sie, Sire,“ setzte ich hinzu, daß Ihre Zu-
gen-

„genden der Geist sind, der diesen großen Körper belebt, daß der blühende Zustand desselben Ihnen den Ruhm und die Glückseligkeit zurückgeben muß, die er von Ihnen erhält, und daß Sie die Ihrige nirgend anders suchen können.“ Mit diesen Worten verließen wir den Garten und trennten uns, um zum Abendessen zu gehen, unterdeß die Höflinge sich zerstreuten um den Gegenstand einer so langen Unterredung zu errathen.

Wir hatten beyde einen Umstand ganz aus der Acht gelassen, dessen Ermanglung bey solchen Gelegenheiten oft ein Hinderniß gewesen ist. An die Einwilligung der Königin Margarethe zu der Ehescheidung hatten wir gar nicht gedacht. Ich glaubte diese Unterhandlung einleiten zu müssen, unterdeß die andre zu Rom ihren Weg gieng. Zuerst wünschte ich die Gesinnungen Margarethens zu erforschen. Ich schrieb ihr daher einen Brief des Inhaltes, da ich nichts so sehr wünschte, als ihre Ausöhnung mit dem Könige, worauf Frankreich die Hoffnung eines Kronerben gründete, so hätte ich geglaubt sie ersuchen zu müssen, sich meiner zu diesem Werke zu bedienen. Wenn aber die Gesinnungen beyder Theile so beschaffen wären, daß sie zu diesem Schritt sich nicht entschließen, oder, daß er zu dem Zweck, von dem ich redete, nicht führen könnte; (und ich wußte wohl, daß sie wegen ihrer Unfruchtbarkeit diesen Punkt stillschweigend einräumen mußte) so möchte sie es nicht ungnädig nehmen, wenn ich in der Folge so dreist wäre, sie zu einem noch größern Opfer zu bereden, welches der Staat von ihr erwartete. Deutlicher erklärte ich mich noch nicht, aber nach dem, was ich über die Nothwendigkeit, dem französischen Geblüt rechtmäßige Kinder zu geben, gesagt hatte, war es nicht schwer zu errathen, worinn dieses Opfer bestehen sollte.

Die Königin nahm sich volle Zeit, einen so wichtigen Entschluß zu überlegen, ehe sie mir eine Antwort gab. Erst fünf Monate nachher erhielt ich sie; sie war von Usson (39) geschrieben, wo Margarethe sich gewöhnlich aufhielt, und so beschaffen, wie man sie wünschen konnte, klug, bescheiden und nachgebend. Ohne sich deutlicher, als ich gethan hatte, über eine Scheidung zu erklären, wovon das Gerücht noch nicht erschollen war, begnügte sich die Königin zu versichern, daß sie sich in allen Stücken dem Willen ihres Gemahls unterwerfen würde, und dankte mir für die Mühe, die ich mir genommen hatte.

Der König hielt sich nur sieben oder acht Tage zu Rennes auf; nachher eilte er nach Paris zurück, um im Anfang des May in Picardie seyn zu können. Er gieng über Vitré (40), und schickte von da aus mir einen Befehl, daß ich der Besatzung von Rochefort ein Geschenk geben, das Schloß aber schleifen lassen sollte. Von Vitré nahm er seinen Weg nach Tours an der Loire hin, und besuchte unterwegs la Fleche, einen Ort, wo er einen Theil seiner Jugend zugebracht hatte, und den er jetzt wieder zu sehn sich eine Freude machte.

Ich blieb noch 5 bis 6 Tage länger zu Rennes, um alles wegen der Finanzen und der Bezahlung der Truppen, bey ihrem Ausmarsch und auf ihrem Wege durch die Provinzen, in Ordnung zu bringen, und eilte dann nach Tours, wohin mich der König wegen einer wichtigen Angelegenheit beschieden hatte. Von hier aus ließ ich ihn seinen Weg nach Paris fortsetzen, welches er, so sehr er auch eilte, vor dem Ende des May nicht erreichen konnte. Ich war des Ceremonials der großen Städte und hauptsächlich der langen Neben so müde (41), daß ich einen Seitenweg durch Maine und Perche nahm, und ganz allein mein Gut Rosny besu-

besuchte. Meine Gemahlin fand ich hier beschäftigt, das neue Haus, welches ich bauen ließ, anzufangen. Sie war beynähe von den Ruinen des alten Gebäudes, welches man einreißen mußte, erschlagen worden.

So kurze Zeit ich mich auch nur aufhielt, so fand ich doch den König schon nicht mehr zu Paris. Er war nur durchgereist, und hatte sogleich den Weg nach Amiens genommen. Dieser Ort schien ihm bequem, um die Gemeinschaft mit den Ministern zu Verbins zu erleichtern und zu gleicher Zeit die Grenzplätze besetzen, die Räumung derer, welche ihm durch den Frieden zurückgegeben werden sollten, befördern, und auf die Zukunft für ihre Sicherheit sorgen zu können. Das alles geschah in acht Tagen, und, als Heinrich wieder nach Paris kam, war der Friede unterzeichnet. (42).

Der Tractat war äußerst einfach. Die Wiedergabe aller Plätze, welche Spanien in Frankreich besaß, war beynähe der einzige wichtige Artikel. Ueber das Marquisat Saluzzo wurde nichts darinn bestimmt. Der König wollte um dieses Artikels willen den Frieden nicht verfehlen. Die ganze Sache wurde für so wenig wichtig gehalten, daß er mit geringer Mühe sich des ganzen Marquisats bemächtigen könnte, hieß es, wenn Savoyen sich weigerte ihm sein Recht zuzugestehen, da jetzt von Seiten Spaniens kein Hinderniß mehr im Wege war; man nahm bloß den Pabst zum Schiedsrichter an. (43) Dies war ein Fehler, den die Minister begiengen, und der dem König gleich nach dem Frieden einen andern Krieg zuzog, den man hätte vermeiden können. Uebrigens schweige ich von allen Formalitäten, die unter den bevollmächtigten Gesandten gebräuchlich sind, (44) und überlasse es andern, die Feinheiten und Umwege zu loben, welche die
Po.

Politik gern für das Meisterstück des menschlichen Verstandes ausgeben möchte.

Der König unterzeichnete den Tractat zu Paris in Gegenwart des Herzogs von Arschott und des Admirals von Arragonien. (45). Der Cardinal Erzherzog that im Namen des Königs von Spanien und in seinem eignen dasselbe in Brüssel im Beyseyn des Marschalls von Biron, den Heinrich, um ihn dieses Auftrags würdiger zu machen, zum Herzog und Pair von Frankreich erhoben hatte. — Diese Würde verdrehete ihm vollends den Kopf. — Die Herren von Sillery und Bellievre waren auch dabey zugegen. Der Herzog von Savoyen erhielt den Frieden feyerlich zu Chambery in Gegenwart des Gouverneurs von Lion, Gadaigne Bothéon (46), den der König deshalb an ihn geschickt hatte.

So erreichte der König seine Absichten und krönte sie mit einem glorreichen Frieden (47), ungeachtet so furchtbare Mächte, als der Pabst, der Kaiser, der König von Spanien, der Herzog von Savoyen, und alle Geistliche von ganz Europa sind, sich gegen ihn verbunden hatten. Alle, die daran gearbeitet hatten, belohnte er königlich; und damit die Republik Holland dadurch nicht von ihm abwendig gemacht werden möchte, ließ er sogleich Buzenval nach Amsterdam abreisen, mit dem Auftrag, das gute Verständniß mit den General - Staaten zu erhalten, und die Pension, die er ihnen gab, auszusahlen. Man kann gar nicht aufhören, diesem vortreflichen Fürsten das Lob zu zollen, welches die Geschicklichkeit und unermüdete Thätigkeit, womit er bey dem geringsten Bedürfniß nach allen Orten seines Königreichs eilte, so sehr verdienten.